



Inhalt: Aus Italien. Illustrirte Reisebriefe von Moriz Meurer. (Fortsetzung.) — Ein Paar Holzpantöffelchen. Von Duiba. (Fortsetzung.) — Gallerie schöner Frauen. IV. Von F. von Hohenhausen (mit Titelvignette und Porträt von P. Grot Johann). — Trauliches Pläschen. Originalzeichnung von Phil. Rumpf. — Die Schwestern unter den Edelsteinen. — Anna, Kurfürstin von Sachsen. Biographische Skizze von Auguste Scheibe. (Schluß.) — Die Mode. — Wirthschaftsplaudeereien. — Auflösung der Buchstaben-Räthsel Seite 228 und 259. — Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz. — Inserate.

Aus Italien.

Illustrirte Reisebriefe von Moriz Meurer.

3. Albergo di Pagano und die Künstlercolonie.

Die Barke, die uns von Neapel nach Capri gebracht hatte, landete um Mitternacht an der „großen Marine“. Die Stadt lag in tiefem Schlafe, mit ihr der Wirth unseres Hotels, Signor Pagano, und lange hatten wir zu rufen und zu klopfen, bis sich die Thorflügel gastlich uns öffneten. Wir erwachten daher spät am Tage; der Orangergarten unter unsern Fenstern warf seine sonniggrünen Reflexe in unser helles Zimmer. Das erste, was meine halbgeöffneten Augen sahen, war in den farbigen Feldern der Thür mir gegenüber das duftig als Reliefmedaillon gemalte, feine Profil eines jugendlichen Mädchenkopfes mit einem Gehänge zierlicher Pflanzenornamente, umspielt von Schmetterlingen und Libellen

— ein kleines Meisterstück grazibler und leichter Decorationsmalerei — Ich glaubte noch zu träumen — das Rankenwerk des Bildes begann sich wieder mit den Traumornamenten des Halbschlafes zu verwickeln, als mich die Stimme meines Begleiters zu vollem Wachen rief. Da konnten wir denn sehen, daß wir uns in einer richtigen Malerherberge befanden — auch die andern beiden Thüren unseres Gemachs hatten gleich künstlerischen Schmuck: hier die duftigen, schön bewegten Gestalten eines Hamon, dort leicht idealisirte, einfach und trefflich gezeichnete Italienerinnen von seinem Landsmann Cain; das reizende Mädchenprofil gehörte, wie ich später erfuhr, der Tochter unseres familienreichen Wirthes an, in der der Künstler, der Franzose Venner, seine künftige Gattin gemalt hatte — die Auffassung konnte das allerdings ahnen lassen. Und so sind fast alle Thüren des Hauses ein gemaltes Stammbuch geworden der zahlreichen Künstler, die hier gelebt und verkehrt haben, ein Stammbuch, in dem noch oft und gern und nicht bloß um der Nothwendigkeit willen, sein Zimmer zu erreichen,

jeder künftige Gast des Hauses blättern wird. Auch unsere Landsleute sind vertreten: Hübner, Willberg, die Caprimaler Lutteroth u. Körner, ferner der so rasch Mode gewordene (auch das Vortreffliche wird es zuweilen) A. v. Werner durch eine ideale Hebe, die einem sehr realistischen Wirth das Weinglas kredenzt.

Doch ehe wir dies Alles näher sehen mochten, eilten wir auf den Balkon des Hauses, und in strahlender Morgensohne lag Capri vor uns: mit seinen leuchtend weißen, schon so ganz morgenländischen Häusern, eingebettet in Gärten voll prangender Orangen und Mandarinen, mit seinen Hecken unzähliger, silbergraugrüner Cactus, deren reiche und saftige, süßlichmeckende Früchte (fighi d'India) nur erst zum Theil gebrochen waren; mit den engen Mauergassen zwischen fensterlosen Häusern und Gartenterrassen, mit seinen weinumrankten Pergolen und der originellen vielkuppeligen Kirche; links stufenartig ansteigend nach dem olivenbewachsenen, castellgekrönten Castiglione, im Hintergrunde die gewaltig ragenden Felsmassen des Solaro.



Capri mit dem Monte St. Michele. Originalzeichnung von Moriz Meurer.

Nähe und Ferne so sonnig schimmernd in zitterndem Lichte mit wenig Schatten und intensiven Farben, in hellgraulichenden Tonabstufungen des Gesteins und der Vegetation voll größter Feinheit — nur der Himmel dagegen vom tiefsten und reinsten Blau.

Unten an der Mauer unser Gartens lehnte ein brauner vierzehnjähriger Bengel, vergnügt seine „Cavour“ qualmend, in farbigem Hemd und mit rother Schärpe um die Pantalons; ein näseliger prächtiger Burche. Schon bei unserm Erscheinen hatte er uns mit einem lebhaften „Guten Morjen“ begrüßt und fuhr bald fort, seine Künste zu zeigen mit voller Betonung der Vocale:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühen —
Im dunklen Land die Goldorangen glühen“ —

weiter ging es nicht. In sein geliebtes Italienisch umspringend erzählte er uns dann, daß wir Landsleute und einen Kollegen, den Maler B. v. L., hier finden würden (den vorzuziehlichen und bekannnten Maler märkischer Flachlandschaften) nebst seiner liebenswürdigen Gattin, daß er dessen „Nagazzo“ sei (die meisten hier studirenden Maler nehmen sich einen solchen jungen Burchen zum Begleiter und Träger auf ihren Ausflügen), und daß Paolo und Constantino unsere Nagazzi sein würden — unsere Ankunft war nämlich schon am Morgen in der Stadt bekannt geworden, und Giovanni hatte schon zu Gunsten seiner jugendlichen Freunde über uns disponirt.

Daher also hatte der Papagei sein Berlinisch!

Nach den ersten Begrüßungen und heimathlichen Neuigkeitsaustauschen mit unsern Freunden, die in so später Jahreszeit hier zu finden wir uns herzlich freuten, stellten sich uns richtig unsere prädestinirten Nagazzi, ein Paar nette und treuherzige kleine Burchen vor, an die wir uns bald gewöhnten und von denen wir uns schließlich nur ungern trennten. Das Porträt meines Paolo mit seiner landschaftlichen Ausrüstung wird, wie ich hoffe, durch den Holzschnitt nicht unähnlich, in einer nächsten Nummer kommen.

Capri ist in neuerer Zeit ein sehr beliebter Aufenthalts- und Studienort für Maler geworden, ja eine Anzahl, worunter allerdings keine Deutschen, hält sich ständig da auf; es hat dies nicht nur in der grandiosen Natur der Insel seinen Grund und darin, daß der Figurist eben so viel Studienmaterial dort findet wie der Landschafts- und Marinemaler, sondern auch in einer Menge äußerer Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten: Billiges und gutes Leben, Atelierseinrichtungen und bequemer Verkehr mit der gutmüthigen Bevölkerung tragen viel dazu bei. Außer einigen Engländern, die weniger bekannt sind, halten sich die Franzosen Benner und der bekannte Hamon, erstere immer, letztere wenigstens den größten Theil des Jahres da auf, die meisten von ihnen haben Mädchen des Landes geheirathet (eine an Verkehr und andere Verhältnisse gewöhnte Fremde würde auch nicht für immer da zu leben vermögen), welche von ihren Gefährtinnen sehr beneidet werden, einen „Signor“ bekommen zu haben.

Der Hauptverkehrsort der deutschen Künstler war und ist noch Albergio di Michele Pagano; schon bei dem Vater derselben sind eine Menge der bekanntesten Namensträger gastlich aufgenommen gewesen, wie wir aus den alten Fremdenbüchern sehen. Eins vom Jahre 1825 ist eröffnet von August Kopisch, der eine Beschreibung der von ihm nach den Angaben des Wirthes Giuseppe Pagano neu aufgefundenen blauen Grotte gibt, „die furchtbarer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu betreten wagte“, damals nur guten Schwämmern zugänglich; darin stehen weiter aus dem Jahre 1829 die Namen: Grahl, Karl Blechen, A. Zimmermann, W. Schirmer; da finde ich auch einen Zeitgenossen und Freund meines alten Meisters Schnorr in Rom, Staatsrath Abraham aus Kopenhagen ausgezeichnet, weiter Klenze, Fr. Preller mit der spätern Nachschrift *tornato con famiglia 1860*; weiter aus dem Jahre 1830 Felix Mendelssohn-Bartholdy in der Gesellschaft von Karl Sohn, Eduard Vendemann und Th. Hildebrandt u. s. w. eine Reihe geschätzter Namen und manche Randbemerkungen, die schließen lassen, wie glückliche und anregende Stunden hier verlebte wurden.

Bis zum Jahre 1870 war die Gesellschaft durchaus international; der Krieg zwischen den am meisten vertretenen Nationen hat seitdem eine Trennung eintreten lassen und einen Vorhang zwischen die sonst verbundenen Gesellschaftszimmer gezogen; im vorderen speisen die Franzosen, im zweiten die Deutschen.

In den Tagesstunden fliegt denn auch die emsige Künstlerschar nach allen Seiten aus und gönnt sich in der heißen Zeit, wenn die Sonne scheidetrecht auf dem hellen Gestein brüht, nur des Mittags eine Siesta — der Abend aber versammelt sie an Pagano's gastlichem Tisch zu heiterem Verein und lustigem Treiben auf Dach und Balkon und unter die kühlen Pergolen. Spiel, Gesang und Scherze aller Art, bei denen die lustigen Nagazzi sich viel und gern gefallen lassen, wechseln ab mit ernster „Kunstimpferei“, und noch nach Mitternacht klingen unsere liebsten und bekanntesten deutschen Lieder aus den offenen Fenstern über die stille Nacht hin: da läßt man „das Meer weit hinaus erglänzen“ und klagt mit Schubert, daß „die Post bringt keinen Brief für mich“; da werden Beethoven'sche Sonaten zwei- und Mozart'sche Quvertüren vierhändig zerarbeitet, oder in der Culmination des Behagens als Ausdruck desselben die Stimmen nach schöner deutscher Sitte zu dem Chorus vereinigt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.“

Erst der November lichtet diese Schaar, bis der grüne Winter und seine Regenzeit auch den letzten Zugvogel wieder nord- oder stadtwärts treibt.

Eine Tarantella.

Es ist Brauch geworden, daß jeder bei Pagano neu ankommende Künstler oder auch sich länger aufhaltende Fremde „eine Tarantella“ geben muß; hatten wir nun auch bereits an der Mergelino in Neapel von zwei kleinen Mädchen diesen Tanz und zwar recht grazios und gewandt ausführen sehen als nicht bestelltes Schauspiel, so wollten wir uns diesem Tribut doch nicht entziehen — Giovanni hätte dies auch nicht geduldet, denn vom ersten Tag unseres Aufenthaltes an wendete er seine ganze Redegabe dazu auf, uns begreiflich zu machen, daß wir unserer Stellung durchaus eine „Tarantella“ schuldig seien und zwar keine gewöhnliche, sondern eine mit Maccaroni. Bei einer gewöhnlichen werden die Ausführenden nur mit Wein bewirthet — sie wird nicht sehr

geachtet, denn das Wahre sind doch nur die geliebten Maccaroni; will man aber allen Glanz entfalten und sein Publicum in Entzücken versetzen, so gibt man zum Schluß „Dolce“, eine süße Mehlspeise oder Consetti. Wir versprachen nur den Comperativ, in der richtigen Voraussetzung, daß sich die Ansprüche und Wünsche während der Ausführung doch steigern würden, und beauftragten das Factotum Giovanni für den Abend Tänzerinnen und die Musik zu bestellen. Es sind immer die gleichen, und schon lange vor der angezeigten Stunde fanden sich die vier Tänzerinnen, darunter die Schönen Mariuccia und Caramella mit zwei wahren Hexen von Ehrenmüttern, der blinde Guitarrspieler, der Tambourinschläger und unsere vier Nagazzi in dem geräumigen Flur des Erdgeschosses ein. Der hintere erhöhte Theil dieses letzteren bildete die Gallerie für die Zuschauer, die Damen und die älteren Herren, denn von den jüngeren wird verlangt, gleichviel ob dieselben eine Idee von Tarantella haben oder nicht, daß sie mittanzen. In der That ist dies aber auch ziemlich gleichgiltig, denn an dieser Tarantella ist nicht viel zu verderben.

Es ist dieser Tanz sicher schon oft und poetisch geschildert worden, man hat in ihm die schönsten und ausdrucksvollsten Bewegungen, in seinen Variationen getanzte Liebesgeschichten, die plastische Darstellung von Gemüthsaffecten sehen, in der begleitenden Musik die Klagen des Unglücklichen oder den Trost des verschmähten Liebhabers hören wollen — mir blieb dieser höhere Sinn verschlossen, ja ich fand auch Stellungen und Bewegungen unschön, sah nur ein rasendes, unermüdetes Durcheinanderfüren und hörte dieselben entsetzlichen unmelodischen, sich eintönig wiederholenden Strophen, die Männer und Weiber in der Kirche oder auf der Straße beim Spinnen vor den Häusern oder beim Lehmklopfen auf den Dächern abschreiben, um sich durch eine taktmäßige Bewegung die Arbeit zu erleichtern. — Mag es sein, daß die Tarantella degenerirt oder namentlich daß sie durch die Theilnahme der nordischen Barbaren verwildert ist, jedenfalls wird das, was man hier sieht, auf den unbefangenen Zuschauer weder einen dem Auge noch dem Ohre angenehmen Eindruck machen; zwei und zwei tanzen zusammen, umkreisen sich im sogenannten Ribischritt vorgeneigten Körpers mit halberhobenen Armen, dazu mit den Castagnetten schlagend oder mit den Fingern schnippend, oder stoßen halbrückwärts gegen einander getehrt zusammen, werfen ihre Schürzen in einer Weise, die sehr auf französischen Einfluß schließen läßt und wenig mehr an ein pantomimisches Spiel erinnert, umfassen und freieren sich und werfen sich wieder von einander — aber Alles in einer stürmenden Hast, mit rasendem Gerampel, vor Allem aber mit einer Ausdauer und zähen Unermülichkeit, die ungläublich und das Einzige ist, was mir Bewunderung abnötigte; statt zu ermüden, tanzten sie immer wahnwitziger und leidenschaftlicher, und ich konnte nicht bemerken, daß sie sich sonderlich erschöpft hätten, während ich erhitzt und ermüdet schon den ersten Tanz nicht zu Ende führen konnte.

Die willkommene Unterbrechung war nur die Ankunft der Maccaroni und zu gleicher Zeit das ergößlichste Schauspiel der Fests; mit welcher Hast, Bier- und schmagendem Behagen diese geliebten Nudeln ich wage kaum zu sagen „verzehrt“ wurden, ist nicht zu denken; wie die vier jungen Löwen im Berliner Zoologischen Garten stürzte sich Groß und Klein — Ehrenmütter, Ballerinen, Musikanten und Nagazzi auf die heißdampfende Speise, und in unglaublich kurzer Zeit war auch nicht eine Spur mehr von den hochaufgetürmten Maccaroni-Massen.

Ein kurzes Aufathmen und Verjähnen auf Stühlen und Treppentufen, und von neuem begann der Hölentanz — das eine der Mädchen löste den Tambourinschläger, der ihnen nicht wild genug trommelte, ab und schlug es nun selbst mit einer Vollendung und ausdauernden Energie, die nur von der Unermülichkeit der Tänzerinnen übertroffen wurde.

Da ich an diesem Tanz Nichts glaubte verderben zu können und um meinem Publicum noch einen Schlußeffekt zu bereiten, winkte ich meine vier Jüngens nach der Küche und schwärzte ihnen zu ihrem nicht geringen Vergnügen und unter der Beihilfe unseres jederzeit gefälligen Wirthsohnes mit gebrannten Korken die Gesichter und ließ sie als die tollsten Teufelchen — sie hatten unterdeß dem Wein gut zugesprochen — unter die nichts Böses ahnenden Schönen springen, die sie denn mit allerhand Pöffen und durch ihr mittheilames Schwarz in nicht geringe Aufregung brachten; zuletzt travestirten sie noch selbst eine Tarantella und schlossen so mit richtigem Kehraus diesen heitern Ballabend.

Ein Paar Holzpantöffelchen.

Von Ouida.

Autorisirte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

„Würdest Du dann aufhören, danach zu verlangen?“ frug er wieder und beugte sich tiefer zu ihr herab, daß seine duftigen dunklen Locken ihr Köpfchen streiften.

Das Mädchen wurde bleich. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Die Hand ließ sie ihm, denn sie sah darin kein Unrecht, daß er sie hielt. Aber jene Frage hatte plötzlich einen Schatten von Zweifel in die Klarheit dieser Kinderseele geworfen. Alle ihre Wege hatten bis dahin sonnenhell vor ihr gelegen.

Sie hatte niemals getheilte Pflichten gekannt.

Die Religion und die einfachen Freuden ihres kleinen Lebens waren stets Hand in Hand gegangen, hatten sich stets geeinigt und waren nie miteinander in Conflict gerathen. Bei der leisesten Unklarheit in ihr war sie sofort zu Vater Franz gegangen, und der hatte entwirrt, was ihr verwickelt geschienen.

Hier aber stellte sich ihr eine Schwierigkeit entgegen, in der ihr Vater Franz durchaus nicht helfen konnte.

Recht und Unrecht, Pflicht und Verlangen wurden hier zum erstenmale in ihrer ganzen grausamen Strenge vor ihrer Seele Augen gestellt.

Es überkam sie ein gewisses athemloses Gefühl von Gefahr — eine Angst, daß eine Zeit kommen könnte, wo sie statt der sanften Mutter Gottes unter Rosen, zu der sie betete, nur dunkle Schatten sehen würde, die sich zwischen ihr

und der Schönheit des Lebens und dem Lichte der Sonne aufthürmten.

Was er gefragt hatte, war ihr nicht ganz klar geworden. Sie knüpfte auch keine bestimmte Gefahr an diese Worte. Sie dachte nur — da ihre Freude, ihn zu sehen, so unaussprechlich groß war, — ob sie wohl, selbst wenn Maria es ihr unterjagte, — nicht dennoch Alles thun würde, um dies Glück zu erreichen, immer, immer, immer?

Noch immer hielt er ihre Hand fest in der feinen und beobachtete mit Vergnügen, wie die Schatten der Sorge und der Furcht mit dem Entzücken auf ihrem reizenden Gesichte kämpften.

„Du weißt es nicht, Bébée?“ sagte er endlich, obgleich er schon so viel besser als sie selbst wußte, was in ihr vorging. „Nun, liebes Kind, — es ist zwar nicht sehr schmeichelt für mich; aber es ist natürlich. Die gute Jungfrau Maria versorgt Dich mit Allem, was Du brauchst, sie gibt Dir Kleidung, Nahrung, Dein Gärtchen, Deine fetten Hühnerchen — ich aber bin nur ein Fremdling. Du darfst sie um meine willen nicht beleidigen, — das sehe ich recht gut ein.“

Die demüthige Trauer, die in diesen Worten und noch mehr in dem Tone der weichen Stimme lag, schnitt dem armen Kinde tief ins Herz. Sie hatte ja nicht den leisesten Verdacht, wie wohl einstudirt selbst diese Worte waren.

Sie dachte, daß sie ihm wieder undankbar und egoistisch erscheinen müsse, und dennoch fühlte sie ihr kleines Lebensboot, welches bis dahin so sicher in dem Hafen ihrer kindlich einfachen Religion gelegen hatte, hilflos und ohne Ruder auf ein unbekanntes weites Meer hinausgeschleudert.

„Ich habe noch niemals ein Unrecht begangen, so viel ich weiß,“ sagte sie schüchtern und hob die Augen wie flehend zu ihm auf. „Aber — ich sehe auch kein Unrecht darin, wenn ich mit Ihnen spreche. Sie sind gut gegen mich, Sie leihen mir schöne Bücher, daß ich nicht mehr so unwillig bleiben soll: Unse liebe Frau wird mir deshalb nie zürnen — sie muß das gern sehen.“

„D armes kleines Märchen,“ dachte er bei sich, „wo bleibt die Herrschaft Deiner ‚Lieben Frau‘, wenn die Unwissenheit aus ihren Reichen verbannt ist?“ Aber laut entgegnete er ihr nur: „Aber ob sie es nun gern sieht oder nicht, Bébée, antworte mir nun einfach auf meine Frage, liebes Kind. Du bist nicht so offen als gewöhnlich, komm, sage mir's ganz ehrlich, wie Du darüber denkst.“

Er wußte ja Alles, aber es unterhielt ihn, den Kampf zu beobachten, den die zum erstenmal getheilte Pflicht in ihrer jungen Seele hervorrief.

Bébée sah ihn an und zog leise ihre Hand aus der feinen. Einen Augenblick saß sie ganz still da, nur die Lippen bebten.

„Ich denke,“ sagte sie endlich, „ich denke, daß ich — selbst wenn es Unrecht wäre, mir es dennoch wünschen würde. Nur werde ich mir dann nicht sagen, daß ich recht handelte. Ich muß der Mutter Gottes bekennen: Ich bin schlecht, viel leicht — aber ich kann nicht anders.“ So täuschte sie sich nicht — und sie verzeiht mir nach einiger Zeit. Aber ich glaube immer, daß Sie mir nur so Etwas gesagt haben, um mich zu prüfen. Es kann doch wahrhaftig darin kein Unrecht sein, wenn ich mit Ihnen spreche, ebensowenig, als wenn ich mit Johann oder den Nachbarn plaudere.“

Er hatte sie mit Absicht in diese Zweifel hineingetrieben, aber ihre ehrliche Seele hatte den Ausweg schon gefunden, so wie die Blume im Keller ihren Weg durch das Gestein zum Lichte findet.

Er zerpflichtete einige Epheublätter und warf sie den Hühnern vor dem Fenster zu. Es lag eine gewisse Festigkeit in seinen Bewegungen. Die Einfachheit und Offenheit der Antwort hatte ihn entwaffnet; er schämte sich fast ihr gegenüber, diese elenden Mittel gebraucht zu haben. War es nicht gerade so, als wenn ein Fechtmeister mit blankem Stahl gegen ein hilfloses Kind kämpft, das nur einen Palmenzweig in der Hand hält? — Da sie ihm nun Alles gebracht hatte, was ihr armes Hütchen gewähren konnte, setzte er sich, um ihr eine Freude zu machen, zu dem Frühstück nieder. Sie pflichtete noch einige frische Rosen und stellte sie in einem Topf neben ihn hin, dann ging sie von dem Tische weg und blieb in einiger Entfernung mit über die Brust gefalteten Händen stehen und wartete, ob er vielleicht irgend noch Etwas brauchen sollte.

Er aß und trank tapfer ihr zu Gefallen und sah oft dabei zu ihr hinüber.

„Ich breche Dein Brod, Bébée,“ sagte er mit einem seltsamen Tone zu ihr. „Ich breche Dein Brod. Fortan muß ich Dir arabische Treue halten.“

„Was heißt das?“

„Das heißt — ich darf Dich nie verrathen.“

„Verrathen! Wie wäre das möglich?“

„Oder — Dich irgendwie verletzen.“

„Ach, das würden Sie ja niemals thun.“

Er schwieg und blickte auf die frischgepflichteten Rosen.

„Seh' Dich und spinne wieder,“ sagte er ungeduldig.

„Ich schäme mich, wenn ich Dich so stehen sehe, während ich esse, und ein Weib sieht nie reizender aus, als wenn sie spinnst. Seh' Dich also hin — und ich will alle die guten Sachen rein aufessen, die Du mir gebracht. Aber ich kann es nicht, wenn Du da stehst und mir zusiehst.“

„Verzeihen Sie mir, ich dachte nicht daran,“ sagte sie beschämt, da sie fürchtete, er würde ihr Benehmen für unhöflich halten, und sie zog das Spinnrädchen unter das Fensterchen, setzte sich nieder und begann den Flachs zu entwirren.

Es war ein gar süßes Bild — das niedere, viereckige Gemach; der Rahmen von Epheu, die rosenrothen und weißen Blüthen der Kletterbohnen; das blonde Mädchenköpfchen, die kalten, feuchtglänzenden Blätter darüber, und das alte, hölzerne Spinnrädchen, das jetzt lustig schnurrte wie eine Raie.

„Ich möchte Dich so gern als Gretchen malen, nur ist es eigentlich Schade,“ sagte er.

„Wer ist denn Gretchen?“

„Ich erzählte Dir schon einmal von ihr. Und Du wohnst hier ganz allein?“

„Seit Vater Antoine starb, ja.“

„Und langweilst Dich nie?“

„Ich habe keine Zeit dazu, und ich glaube auch, daß ich mich nie langweilen würde — man hat ja so viel zu denken, es gibt so Vieles, was man nicht versteht.“

"Aber Du mußt wirklich sehr tüchtig und fleißig sein, wenn Du all' diese Arbeit allein machst. Ist es möglich, daß so ein Kind wie Du, mit so kleinen Händchen, spinnen, waschen, baden, jäten, haken und Alles allein thun mußt?"

"Da thut Andere wohl noch mehr, als ich. Babette's älteste Tochter ist erst zwölf Jahre alt und sie thut viel mehr, denn sie muß auf die Kinder Acht geben, und sie sind so arm, so arm; sie haben oft Nichts, als ein Gericht von Brei, und sie müssen ein paar Schnecken dazu zu essen."

"Das ist elende, häßliche, grauenhafte Armuth — von der Sorte gibt es jedoch viel in der Welt. Du aber, Bébé, bist eine Idylle."

Das Kind schaute vom Spinnrädchen auf, überflog ihr Stübchen mit einem lächelnden Blick und spann weiter. Sie mußte nicht, was er eigentlich damit meinte, aber wenn es nur Etwas war, was ihm Freude machte, so beglückte es sie schon.

Plötzlich riß ihr der Faden — die dunkle Röthe stieg ihr in die Wangen, als sie sagte:

"Was waren denn das für schöne Damen?"

"Was für Damen, liebes Kind?"

"Die ich bei Ihnen am Fenster stehen sah, neulich Abends — sie hatten viel Schmuck an sich."

"Ich erinnere mich, ach, langweilig genug waren sie, Bébé, Du kannst mir's glauben. Armes, kleines Ding, Du gingst da vorüber? Hätte ich Dich nur gesehen, wie gern hätte ich Dir schöne Früchte hinuntergeworfen."

"Sie lachten —"

"Wirklich?"

"Ja, und sie waren schön."

"In ihren eigenen Augen gewiß, nicht in den meinigen."

"Nicht?"

Sie hielt wieder inne mit Spinnen und sah mit ernstern Augen nach ihm hin. War es wirklich so? Fand er sie nicht schön, diese prächtigen, rothleuchtenden Georginen?

"Wissen Sie auch," sagte sie sehr sanft, und eine leise Röthe der Scham und Reue überflog ihr süßes Gesicht, "daß ich sie hasste, als ich sie neben Ihnen stehen sah? Ich habe das auch dem Vater Franz gebeichtet. Sie waren so vergnügt, und Alles sah so lachend und glücklich aus, und ich kam mir so häßlich und gering daneben vor. Und dennoch — glaube ich —"

"Was glaubst Du, Bébé?"

"Ich glaube nicht, daß diese schönen Damen gut waren," sagte das Kind gedankenvoll und sah ängstlich nach ihm hin, ob ihre Worte ihn auch nicht verletzten. "Es waren gewiß sehr vornehme Leute und sie sahen so glücklich aus, und ich bin Nichts, o so gar Nichts im Vergleich mit ihnen — aber ich möchte dennoch nicht mit ihnen tauschen."

"Du bist klug, Bébé, klug auch ohne Bücherweisheit."

"Ach nein, ich bin nicht klug. Ich fühle nur. O bitte, bitte, geben Sie mir Bücher! Sie glauben nicht, wie schnell ich lernen werde und auch dabei gar Nichts versäumen will — das verspreche ich Ihnen. Die Nachbarn und Johann sagen, ich würde bei dem Lesen die Blumen vergessen und die Hütte verfallen lassen und die alte Annemie nicht versorgen; aber das ist nicht wahr. Ich werde Alles thun, gerade wie vorher und mehr noch und mit Wonne, wenn Sie mir nur noch mehr zu lesen geben wollen, denn ich meine immer, wenn man glücklich ist, sollte man mehr und nicht weniger arbeiten."

"Aber werden Dich Bücher denn glücklich machen? Wenn Du mich so fragen würdest, müßte ich Dir redlich als Antwort sagen: Nein. Du bist glücklicher so, wie Du bist, weil Du Nichts weiter kennst, als Dein eigenes kleines Leben; denn in der Unwissenheit liegt das Glück, mein Kind, mögen die Weisen der alten und neuen Zeit sagen, was sie wollen. Aber wenn Du erst Etwas weißt, so treibt Dich das Verlangen, mehr zu wissen, immer weiter und weiter und dann wirst Du auch schauen wollen — die Lust, die Sehnsucht wird wachsen — Du wirst nicht mehr zufrieden bleiben und so mußt Du unglücklich werden."

Bébé lauschte mit stummenden Augen seiner Rede.

"Vielleicht ist das wahr. Nein, gewiß ist es so, da Sie es sagen. Aber sehen Sie, die ganze Welt dünkt mich voll von Stimmen zu sein, die ich hören, doch nicht verstehen kann; mir geht es wie den Leuten, die in ein fremdes Land kommen, dessen Sprache sie nicht kennen; es macht mich unglücklich, daß ich es nicht verstehen kann, und deshalb werden mich die Bücher glücklich machen, denn sie helfen mir. Und zufrieden will ich immer sein — nur als ich dachte, Sie hätten die Stadt verlassen, als ich Sie einen Tag lang nicht sah — da glaubte ich, daß ich nie wieder beten könnte, da hasste ich mich selbst und war auch böse auf die lieben Engeln und sagte der Mutter Gottes, sie wäre graufam, und sie schien mir ihr Antlitz auf immer entzogen zu haben."

Sie erzählte das so ruhig, so kindlich einfach, spann immer weiter dabei, nur bisweilen mit ernstern Augen zu ihm hinüberblickend, als wollte sie ihn damit auffordern, ihr zu glauben. Sie sagte die volle Wahrheit, aber die Macht, die eben in dieser Wahrheit lag, die kannte sie nicht.

Er lauschte lächelnd; ihm waren solche Wandlungen im Mädchenherzen nichts Neues; er kannte Bébé's Herz weit besser, als sie selbst, aber das Unbewußte und dabei so Ueberzeugende in den Worten war es, was ihn selbst erschütterte.

Er warf die Rosenblätter fort, die er zerpfückt hatte, und rief ihr ärgerlich zu, das Spinnrädchen still stehen zu lassen.

"Ich werde Dich einmal so mit dem Spinnrad malen, Bébé. Wirst Du mir das erlauben?"

"Ja."

Sie antwortete ihm so, wie sie ihm geantwortet haben würde, hätte er gefragt, ob sie für ihn eine Pilgerreise von einem Ende der Welt zum andern machen wollte.

"Wohin wirst Du heute gehen?"

"Auf den Markt mit meinen Blumen wie alle Tage."

"Wie viel bringt Dir das wohl ein?"

"Zwei bis drei Franken, wenn ich Glück habe."

"Hast Du denn niemals einen freien Tag?"

"Ja; aber nicht oft, denn zu den Festtagen brauchen die Leute immer die meisten Blumen."

"Aber im Winter?"

"Dann klöpple ich Spitzen."

"Wirst Du denn nie in den Wäldern hier ringsum?"

"Zweimal vielleicht; aber man verliert dabei einen ganzen Tag."

"Du fürchtest Deinen Verdienst einzubüßen?"

"Ja. Denn ich will Nichts von anderen Leuten annehmen."

"Nun gut, gib mir zu Gefallen den einen Tag auf — wir wollen einen Feiertag halten. Die Leute sind alle fort; sie werden es nicht erfahen. Komm mit mir in den Wald, wir essen dort in dem kleinen Gasthause zu Mittag, und wir wollen schwärmen und dichten und träumen, so viel Du nur willst. Komm, es ist heute gerade das rechte Wetter für den Wald, und ich werde mich wieder jung fühlen mit Dir. Armes Paris — Du sollst vergessen werden! Komm, Bébé, komm!"

"Ist das Ihr Ernst?" frug sie.

Die helle Röthe strahlte auf ihrem Gesichte, ihr Herz hüpfte vor Freude, die kleinen Füße fühlten schon den frischen grünen Moosteppich unter sich.

Es kam ihr kein Gedanke, als ob sich das nicht schicke. Sie würde ja mit Johann oder mit dem alten Bar ebenso willig gegangen sein, dachte sie.

"Natürlich spreche ich im Ernst. Komm nur. Ich wollte eigentlich nach Mecheln fahren, um dort einige alte Bilder zu sehen. Nun gehe ich lieber mit Dir nach dem Walde von Soignies und studire grünes Laub und Dein junges Gesicht. Ich will es bei Sonnenlicht malen, so wird es am besten gehen; Du gehörst in die frische Luft, ins Freie. So sollte überhaupt Gretchen immer dargestellt werden; woher hätte sie auch sonst wohl den Himmel in ihren Augen?"

"Aber — meine Holzschuhe!"

Ihr Gesicht wurde dunkelroth, als sie auf ihre Füßchen niederblickte; er hatte ihr beim ersten Sehen schon seidene Strümpfe schenken wollen, wie würde es ihm nun gefallen, wenn man ihn mit ihr zusammen gehen sähe, sie mit ihren plumpen, klappernden Pantöffeln?

"Ach, was thut das. Liebes Kind, ich habe mich satt an Atlasschuhen und hohen Abfäßen gesehen und gehört, glaub' mir, sie klappern ebenso laut wie die Deinigen und kosten doch viel, viel mehr. Auch wollen solche Füße nicht gern spazieren gehen. Deine Holzpantoffeln sind malerisch. Der große Paganini machte eine Violine aus einem hölzernen Schuh. Wer weiß, was für eine wunderbare Musik in den Deinigen schlummert, Du hast nur noch nicht darauf geachtet. Aber vielleicht hörte ich sie. Komm nur!"

"Also Sie wollen mich wirklich mitnehmen?"

"Komm nur!"

"Aber man wird mich auf dem Markte vermissen?"

"Dann denken sie, Du seist mit den Wallfahrern gegangen. Du brauchst ihnen doch nicht Alles zu erzählen."

"Aber, wenn sie mich fragen?"

"Sprichst Du immer nur die Wahrheit?"

"Natürlich. Die Leute glauben doch, daß wir stets die Wahrheit sagen, sonst wäre es ja Betrug. Aber soll ich wirklich kommen? In den Wald! und dort wollen Sie mir eine Geschichte erzählen, sowie ich sie in den Büchern lese? O wie herrlich!"

Eine schönere noch will ich Dir erzählen, Bébé. Schließe Deine Hüttenthür, Kind, und komm nur schnell."

"Und Sie schämen sich meiner nicht?"

"Schämen?"

"Ja, weil ich Holzpantoffeln trage."

War es denn aber nur möglich? So frug sich Bébé, als sie strahlend vor Glück in das Gärtchen sprang, die Thür der Hütte verschloß und den Schlüssel unter das Wasserfaß schob, völlig durch diese Vorsichtsmaßregel, die schon Antoine gebrauchte, beruhigt. War es denn möglich, dieses selige Entzücken? Ihre Wangen glühten wie die Rosen, die Augen leuchteten wie die Sonne; die natürliche Armuth des schönen Kindes that sich in tausend kleinen Zügen, in jeder Bewegung kund.

Als sie an dem Muttergottesbild in der Mauer vorübergingen, da beugte sie einen Augenblick ihre Kniee und betkreuzte sich; dann pflückte sie eine frisch erblühte Moosrose, die dicht an dem Gemäuer duftete, wandte sich und gab sie ihm.

"Sehen Sie, das schickt Ihnen unsere liebe Mutter Maria. Sie ist nicht böse, und man ist doch viel glücklicher, wenn sie uns nicht zürnt, nicht wahr?"

Er fuhr ein wenig zurück, als ihn die kleinen, warmen Finger berührten.

"Wie schade, daß Du keine Mutter hast, Bébé!" sagte er plötzlich, von einer tiefen Bewegung hingerissen, einer Bewegung, deren er sich in Paris mehr geschämt haben würde, als einer wirklichen Sünde.

14. Kapitel.

Auf der einsamen Straße, nahe bei dem Schwanenweiher, unter den Weiden, da warteten die Pferde, um ihn nach Mecheln zu führen. Kleine, raiche, rauhaarige Pferdchen, mit runden Glöckchen an dem Gezügm, nach flämischer Art, und ein leichter, niedriger Wagen, in welchem ein Volksfell, rothe Decken und allerhand Malerrequisiten bunt durcheinander lagen.

Er hob sie hinein, und die kleinen Pferde flogen fast durch das grüne Land, bei jedem Schritt klangen die Glöckchen, und endlich umfing sie der dufstige, dunkle Schatten der Wälder von Cambre und Soignies.

Bébé war fast athemlos vor Entzücken. Noch niemals war sie in einem Wagen gefahren, ausgenommen ein- oder zweimal auf einem Korn- oder Heuwagen, oder wenn der gute Müller seinen alten, grauen Schimmel an den Karren spannte und die lachenden, rothbackigen Kinder einmal in die Stadt zur Puppenkomödie gefahren hatte.

Aber niemals war sie so wie auf Flügeln dahin gebräut, daß die gelben Felder, die grünen Hecken, die Bäume am Wege, die kleinen Dörfer und der schiffbegrenzte Kanal an ihr vorüber jagten, umtönt von dem lustigen Klingklang der Glöckchen.

"O, wie schön ist doch das Leben!" jauchzte sie, entzückt in die Hände schlagend, als der helle Morgen sich golden erhob, und der Westwind sie lind umfächelte.

"Ja — es ist wohl schön — wenn man es nur nicht so bald überdrüssig würde," entgegnete er, der sie, behaglich zurückgelehnt, beobachtete.

Aber sie hörte das gar nicht; ihr Glücksgefühl konnte nicht getrübt werden; sie jubelte ebenso hell auf, wenn sie die milchweißen Däsen an dem Rande des eben gemähten

Feldes stehen sah, wie beim Anblick der Rosenwölkchen, die wie eine Fülle von Apfelblüthen über den Himmel flogen.

Ein schauerlicher, düsterer Galgen stand am Ende eines goldwogenden Mehrenfeldes; gepenstlich zeichneten sich seine dunklen Umrisse an dem blauen Morgenhimmel ab; der lange Schatten fiel quer über ihren Weg, aber Bébé sah ihn nicht; sie sah nur die Sonne.

Die großen Wälder von Soignies sind ziemlich einförmig. Lange Reihen herrlicher grüner Bäume; ein dichtes Blättergewirr, oft fast undurchdringlich; Kreuz- und Quergänge; Buchen, Eichen, Ulmen, Tannen und Fichten in köstlichem, wildem Durcheinander. Allüberall ein schattiger Vertief, der selbst in der Mittagsgluth Kühlung birgt; dazu der wundervolle, süße Waldesduft ringsum, das leise Rauschen der Farrenkräuter, wenn der flüchtige Fuß des scheuen Rehcs darüber streift, die kleinen, weißen Kaninchen, die mit rothen Augen aus ihren Höhlen hervorklugen, und das Locken und Rufen der Vögel, — o, wer nennt sie alle die Stimmen und wer kennt ihn so ganz, den wunderbaren Zauber des Waldes!

Wohl giebt es Wälder von größerer historischer Bedeutung oder voll von Sagen im Volksmunde — wie der Schwarzwald — oder der bei Fontainebleau, oder wie jene Waldungen, die Heidelberg gleichsam bekränzen; auch fehlt dem Walde von Soignies die wildromantische Schönheit seines Nachbarn in den Ardennen; dennoch ist es ein gar köstliches duftiges Laubzelt, was sich über die Freunde der Waldeinsamkeit wölbt, die so oft dort hinaus pilgern.

Soignies ist ein echt flämischer Wald in der weiten Ebene, der seinen mächtigen Schatten über Kornfelder und Viehwäldern breitet, kein Panorama enthüllt und keine Wunder in seiner Tiefe birgt. Aber trotzdem ist's ein frischer, kuhner, stolzer Wald, mit hohen Säulenhallen, die der Meister aufgebaut hat.

Er bildet ein wahres grünes Blättermeer, und Meile nach Meile kann man wandern, ohne sich herauszufinden; denn dies Geheimniß hat er mit allen Wäldern gemein, er lockt und lockt und zieht uns weiter und hält uns dort in dem Blättergewirr gefangen, wo Pan haust — und St. Hubertus sein Wesen treibt.

Bébé war noch niemals weiter gekommen, als bis zu dem Anfang des Cambre-Waldes — niemals vorher war sie bis in das Herz desselben eingedrungen. Sie hatte ja nur selten einen freien Tag gehabt und war nur mit Johann's Schweestern dort gewesen, die ihren Bruder bei seiner Arbeit im Walde aufsuchten.

So dünkte es denn Bébé, ein wahres Feenland zu sein, durch welches der leichte Wagen sie jetzt trug. Jeder rasche Wechsel von Licht und Schatten, jedes Hässchen, das über den Weg lief, jede Drossel in den Zweigen, jede wilde Rose, jede Glockenblume am Wege wurde in in ihren entzückten Augen zum Bilde, zum Gedichte.

Eine große Skizze hatte Flamen schon von ihr für sein Gretchen entworfen, wie sie auf einer moosbewachsenen Baumwurzel saß und Maßliebchen in der Hand hielt; dann hatte er nach einem Frühstück ausgefendet und sah vergnügt zu, wie sie nun mit ihren kleinen Perlenzähnen in die zeitigen Pflücker und in das feine Backwerk biß; er ging mit ihr hin und her, erzählte ihr Geschichten aus den Dichtern, die er auswendig konnte, und sprach in jener halb träumerischen, halb leichtfertigen Weise, die ihm eigenthümlich war, ein Gemisch von Wahrheit und Künstelei wie er selbst.

Aber Bébé, in ihrer süßen Hergenseinfalt, berauscht vom Glück, und dennoch von jenem unklaren Gefühl von Wehmuth wunderbar berührt, sprach uns an den schönsten Tagen so oft überfällt, Bébé sprach zu ihm in einer Weise, wie noch Niemand vorher es gethan. Sie plauderte viel durcheinander. Schönes, Phantastisches, Thörichtes, Kindisches, aber schön doch immer und bisweilen von einer Weisheit voll, die nicht von dieser Welt war; so wie das göttliche Licht bisweilen durch reine Seelen leuchtet, wie durch eine Marmorlampe, von keinem Flecken entstellt.

Ihre Worte hielten nicht immer gleichen Schritt mit dem Fluge ihrer Gedanken, aber er verstand es, die Perlen ihres Geistes aus der Muschel herauszulösen, die in dem Seetang ihrer ungelährten Sprechweise sich verwickelt hatte.

"Gibt es einen Gott?" so dachte er bei sich, "so ist ihm dies kleine Geschöpf wahrlich sehr nahe!"

Ja sie war ihm so nahe, dem Allmächtigen, daß selbst er, der Nichtgläubige, sie nicht zu berühren wagte mit unfrommer Hand.

15. Kapitel.

"Um ein Gretchen zu sein, mußt Du die Blätter des Maßliebchens zählen," sagte er zu ihr, während er sie malte, gerade so wie sie war, mit den kleinen weißen Füßen in den Holzpantöffeln, und den dichten grünen Laubwald dahinter; das einfachste Bildchen der Welt. Das Gewand nur grau — dunkles kühles Grau — das Mieder weiß, außerdem keine Farbe, als in der grünen Umgebung; aber er beabsichtigte auch den ganzen Zauber und Reiz des Bildes in das lieblich ernste Kindergesicht zu legen und in die tiefen lächelnden Augen, in den reinen Farbenschnelz auf Stirne und Wangen.

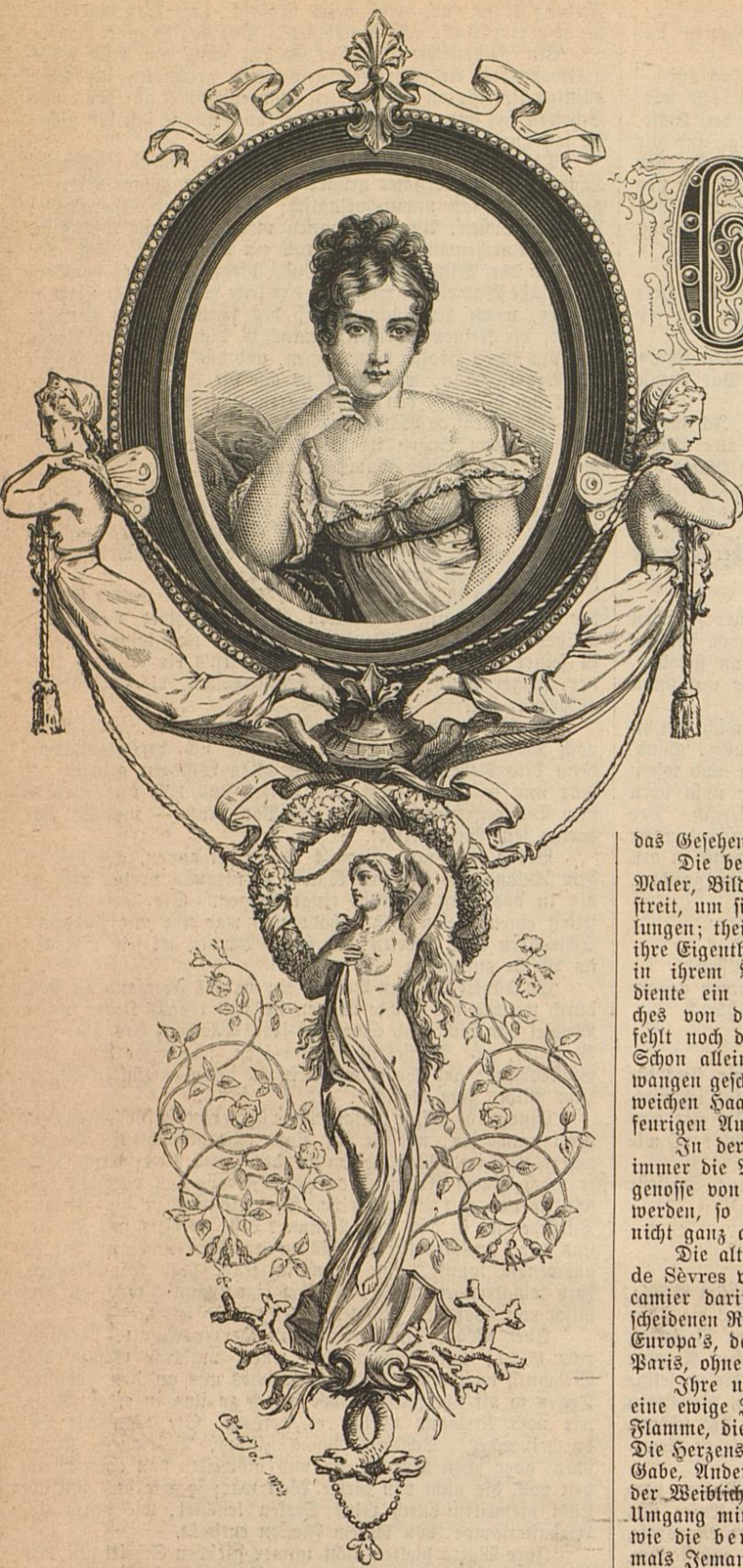
Das war das spinnende Gretchen im Freien, unter ihren Blumen. Gretchen, zu deren Füßen die Maßliebchen blühten mitten unter Rosen und Thymian, ehe sie noch daran dachte, sie zu pflücken, um ihr Schickal darin zu befragen.

Das Gretchen von Scheffer erzählt uns keine Geschichte; sie ist ein blondes, tüchtiges, einfaches Landmädchen, mit der weder Engel noch Teufel etwas zu schaffen haben, und deren Augen sich weder dem Himmel noch der Hölle zu erschließen vermögen. Aber das "Gretchen" von Flamen sprach wirklich zu dem Beschauer; Männer, die es sahen, senkten tief auf, und den Frauen brachte es die heißen Thränen in die Augen.

"Die Blätter soll ich zählen?" wiederholte Bébé. "Ach, ich weiß, was Sie meinen; Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig oder — gar nicht." Das fragen immer die Mädchen bei uns den Blumen ab, wenn sie wissen wollen, ob man sie liebt. Ist's so?"

Sie sah ihn mit den klaren, offenen Kinderaugen an, — sie liebte ihn wie ihre Blumen.

"Glauben Sie, daß die Maßliebchen das wissen können?" fügte sie ganz ernsthaft hinzu, indem sie den gelben Kelch



Galerie

Schöner Frauen.

Von
F. von Hohenhausen.
 (Mit Titelvignette und Porträt von P. Grot' Johann.)

IV.
 Julie Récamier.

Wie oft man es auch versucht hat das Bild einer schönen Frau darzustellen, es wird sehr selten den Beschauer befriedigen; wer sie kannte, vermied immer Etwas, und wer sie nicht kennt, wird nie im Stande sein sich eine richtige Auffassung von ihr zu verschaffen, weil meistens das Gesehene nicht mit dem Gehörten übereinstimmt.

Die berühmte Schönheit von Julie Récamier hat einst Maler, Bildhauer und Dichter entflammt zu glühendem Wettstreit, um sie vollständig darzustellen; aber es ist keinem gelungen; theils sind Fehler und Lücken vorhanden, theils bietet ihre Eigenthümlichkeit immer wieder neue Hige dar, die man in ihrem Bilde nicht findet. Dem beigefügten Porträt diente ein Originalgemälde als Vorlage, das beste, welches von der berühmten Schönheit existirt, aber wie viel fehlt noch daran, um sie vollkommen darstellen zu können! Schon allein die Farbe der Morgenröthe, die ihre Lilienwangen geschmückt hat, und der Goldglanz des braunen, seideweichen Haares, der Diamantschimmer des sanften und doch feurigen Auges, das Lächeln des seuchten Purpurmundes!

Zu der französischen Literatur ist Julie Récamier noch immer die Muse der Erinnerung, und wenn auch kein Zeitgenosse von ihr mehr lebt, wird doch über sie geschrieben werden, so lange der Frauencultus den civilisirten Völkern nicht ganz abhanden kommt.

Die alte Abtei im Holze, abbaye aux bois, in der Rue de Sévres von Paris, ist berühmt geworden, weil Julie Récamier darin lebte und starb. Sie versammelte in den bescheidenen Räumen ihres klösterlichen Asyls die größten Geister Europa's, denn kein Fremder von geistiger Bedeutung verließ Paris, ohne sie gesehen zu haben.

Ihre unvergleichliche Schönheit war auch unverwundlich, eine ewige Jugend, die des Geistes, gehörte ihr und war die Flamme, die sie durchleuchtete und ihre Umgebung erwärmte. Die Herzensgüte, die wohlwollende Schmeichelei, die glückliche Gabe, Andere in das rechte Licht zu stellen, die holde Blüthe der Weiblichkeit, Sanftmuth und Verträglichkeit, machten den Umgang mit ihr so wohlthuend und so anziehend. Sie hat, wie die berühmt lebenswürdige Kaiserin Josephine, niemals Jemandem ein verlegendes, spitziges Wort gesagt. „Je remercie le bon Dieu que je ne sois pas moqueuse“, schrieb sie einst in ihr Tagebuch.

Die Frauen der damaligen Zeit bestrebten sich überhaupt mehr, wahrhaft lebenswürdig zu sein, als die der jetzigen, die lieber für klug und pikant gelten wollen. Im Nachklang davon nannte auch unsre deutsche lebenswürdige Berühmtheit, Rachel Barnhagen, diese Schmeichelei des Wohlwollens „lieblich“ und versicherte immer, daß es ihr größtes Vergnügen sei, den Leuten etwas Angenehmes zu sagen. Wie oft kommt jetzt das Gegentheil im Gesellschaftsleben vor!

Der Salon von Julie Récamier war die Pflanzschule aller großen Talente in Frankreich; die vollendeten feinen Manieren der berühmten Schönheit wurden von den Heldinnen der Bühne studirt und nachgeahmt. Rachel Felix, die Muse der Classicität, hat unzweifelhaft in dieser Schule ihre großen Anlagen entwickelt, namentlich hat sie die fast untergegangenen Traditionen der Kunst, den Anstand einer Fürstin mit dem Zauber einer Theaterprinzessin zu vereinigen, hier empfangen.

Die Maler David und Ingres haben Julie Récamier gemalt, Canova hat den Marmor belebt, um das schöne Frauenbild darzustellen, das wie Griechenlands Helena weltberühmt war. Ein Dichter hat von ihrem Auge gesagt: „Wär ich ein Herrscher, würd ich ihr befehlen, daß sie mich fortwährend ansehe.“ Ein Fürst, der schönheitsdürstige Prinz August von Preußen (siehe: Berühmte Liebespaare von F. von Hohenhausen, Braunschweig, Westermann, Seite 235) liebte sie und blieb bis zum Tode im Ansehnen ihres Bildes verloren. Die geistreichste Frau ihres Jahrhunderts, Frau von Staël, schenkte ihr ihre Freundschaft und bezeugte damit die geistige Ebenbürtigkeit ihrer schönen Freundin. Der klügste Staatsmann, Talleyrand, verehrte sie, und sogar der Eroberer Napoleon versuchte es, ihr zu huldigen, wurde aber von ihr verschmäht. Sie besaß außer den beiden so selten vereinigten Kronen der Menschheit, Schönheit und Geist, auch die dritte, noch seltenere, die Tugend. Obwohl ihre erste Jugend in die Revolutionsjahre fiel, in denen die Sittenstrenge für eine aristokratische Lächerlichkeit ausgegeben wurde, hat niemals ihr reines Bild vom Hauche der Verleumdung befleckt werden können. Der einzige Vorwurf, der sie trifft, ist, daß sie doch zu viel Eitelkeit besaß, um der leichtfertigen Mode sich zu widerlegen, welche damals herrschte. Sie trug allerdings die Tracht des karikirten Neugriechenthums, die von den Damen der Revolutionszeit angenommen worden war, und ließ sich

jogar in einem Badecostüme für ihre Verehrer malen. Auch liebte sie es Schaustellungen ihres schönen Körpers zu veranstalten, namentlich trugen Zeitgenossen, daß sie mit Leidenschaft sich im Schawlтанz producirt habe. Sie mußte allerdings herabschauenden Beifall damit ernten, denn sie war eine Erscheinung aus dem Olymp, wenn sie mit einem himmelblauen, feinen Wollstoff, der in weichen Falten über ihr Kleid von indischem Musselin fiel, die herrlichen Glieder in alle möglichen materiellen Stellungen brachte. Dieser Schawlтанz wurde von vielen eifigen Damen nachgeahmt; Frau von Krüdener, Lady Hamilton und später die Händel-Schütz leisteten darin ausgezeichnetes.

Julie Récamier hatte jedoch den Takt, beim Herannahen des Alter ihren Anzug demselben anzupassen und nicht, wie so viele berühmte Schönheiten, sich mit jugendlichem Bus lächerlich zu machen, wenn sie alt werden. Ihr Matronenankitz, von einem Schleier eingerahmt, soll oft noch den Zauber der Jugend besessen haben. — Sie starb 1849 in ihrem siebenzigsten Jahre an der Cholera.

Trauliches Plätzchen.

Originalzeichnung von Phil. Rumpf.

Wir finden den Titel, den der Künstler seiner anmuthigen Schöpfung gegeben, in jeder Beziehung gerechtfertigt. Dies Plätzchen am Parksaum, wo die letzten Waldes Schatten über gelber Nesselwoge schwanke, ist traulich an sich und wird es doppelt durch die Gegenwart zweier lebenswürdigen Persönlichkeiten wie die beiden Damen. Die elegante Welt, der sie offenbar angehören, wohnt vor dem Kirchhause dem Concert bei, dessen Klänge der Lusthauch sanft gedämpft herüberträgt. Hier, wo kein Weg den von Feldblumen buntgesprenkelten Rasen durchschneidet, stört kein Geräusch die Nachmittagsstille, und sind weder die kritischen Blicke des schönen, noch die zudringlichen des starken Geschlechts zu fürchten, hier ist Kühle und Wohlgeruch, hier läßt es sich gut dem Wort des Dichters lauschen, zumal da es von so jugendrosigen Lippen fließt.

Ist es Poesie oder Prosa, ein Roman oder sind es Lieder — glücklich der Autor, der diese glänzenden Erscheinungen in Waldeseinsamkeit zieht, dieses blonden Mädchens Herz rührt und der brünetten älteren Freundin beweglichen Sinn zu fesseln vermag!

Ob letztere so ganz bei der Sache oder, richtiger zu sprechen, in der Dichtung ist, wollen wir nicht behaupten. Der Schatten über ihrem Gesicht mildert einen gewissen, vornehm herben, ja, Sarkastischen Zug. Sie hört entschieden mit kritischem Ohr. Sie ist weislicher und erfahrener. Ihre Lippen sind zum Widerspruch gekürzt.

Angenommen, es knisterte im Gebüsch, und ein unvorsichtiger Altian zeigte sich vor den Nymphen des Waldes, so würde die Leserin erschrecken, erröthen und verwirrt im Vortrag stoßen, jene Andere aber ruhig den Fächer öffnen und über dessen Rand einen vollen stolzen Dianenblick auf den Störenfried schießen: „Hinweg! Nur im Roman knüpfen sich auf solche Weise Romane!“

Die Schönsten unter den Edelsteinen.

„Den Diamant, Topas und Amethyst, Den reinsten Smaragd, den heitren Rubin.“

so zählt Shakespeare sie in seinen berühmten Versen an Anna Hathaway auf, und wir fügen den Sapphir hinzu, denn er ist zu lieblich, um von der köstlichen Liste ausgeschlossen zu werden.

Mit Ausnahme des Diamanten sind jene Edelsteine unter dem Namen Corundsteine bekannt und gehören zu den schönsten und härtesten Mineralien der Welt. Wie der Diamant reine, kristallisirte Kohle ist, so bestehen die Corundsteine aus kristallisirtem Thon. Diamantspath ist eine geringe Art Corundum, ebenso der Schmirgel, welcher beim Poliren des Glases und anderer harter Körper so wichtige Dienste leistet.

Am häufigsten finden sich die Corundsteine in Asien, daher die Bezeichnung orientalische Edelsteine. Eine Ausnahme machte früher der Smaragd, dessen Heimath Jahrhunderte lang nur der Berg Zalora in Oberägypten zu sein schien. Die schönsten Rubinen kommen immer noch aus Indien, während eine geringere Gattung auch nicht selten in Böhmen gefunden wird. Die Corundsteine sind in Quarzmassen eingeschlossen. Naturerscheinungen bringen es mit sich, daß letztere zuweilen zertrümmert und durch die Gewalt der Bergströme weit fortgerissen werden. Die kostbaren Edelsteine oder Metalle, von ihrer starren Schale befreit, kommen ans Tageslicht. Die tosenden Wasser spülen sie ans Ufer, oder sie sinken auf den Grund, und man findet sie, wenn die Sommerhitze den Bergstrom austrocknet. Zuweilen verändert ein wilder Gebirgsbach bei Felsstürzen seinen Lauf, und sein Bett füllt sich allmählig mit Kies und kleinem Gestein. Jenes alte Bett liefert bei Nachgrabungen oftmals Wäner, welche das kostbarste Metall und die seltensten Edelsteine enthalten.

Der Rubin. Die Griechen nannten ihn anthrax — glühende Kohle. Die Römer bezeichneten nicht nur ihn, sondern auch den Granat und alle andern Steine von derselben Färbung unter dem Gattungsnamen Karfunkel. Plinius behauptet von ihnen, daß das Feuer ihnen nichts anhaben könne. Dies gilt in Wahrheit aber nur von dem Rubin. Bergzelius schreibt das reiche, lebendige Roth des Rubins dem Eisenoxyd zu, allein die Analyse der Edelsteine ist immer noch nicht ganz zuverlässig.

Wenn der Rubin geschnitten und geschliffen ist, zeigt er zuweilen das Bild eines Sterns, dessen sechs Spitzen aus Strahlen bestehen, die von seinem Mittelpunkte ausgehen und in herrlichem Glanze spielen. Man nennt diese Art Rubinen Sternrubinen, und sie werden hoch geschätzt. In antiken Schmucksachen sieht man häufig schlecht geschliffene und mangelhaft geschnittene Rubinen, und selbst in Ringen sind sie selten gravirt. Dies hat seinen Grund in der außerordentlichen Härte des Steins. Die alten Potentaten Indiens schätzten dies herrliche Juwel so sehr, daß sie sich's angelegen sein ließen, es nicht über die Grenzen ihres Landes hinaus zu verkaufen. Einer der Könige von Birma hatte den Titel „Herr der Rubinen“. Tavernier erzählt, daß der Thron eines indischen Monarchen mit hundert und acht Rubinen geschmückt

der Blume mit weichem Finger streichelte. „Die Blumen wissen gar Vieles, das ist ganz gewiß.“
 „Frage sie doch einmal für Dich selbst.“
 „Was denn?“
 „Wie sehr Du — geliebt wirst.“
 „Ach, sie haben mich Alle lieb, es ist Niemand garstig gegen mich. Vater Antoine sagte mir immer: „Denke nie an Dich selbst, Bébé, sondern immer zuerst an Andere, dann wirst Du auch von Allen geliebt werden.“ Und ich gebe mir Mühe, das zu thun, und deshalb haben mich die Leute lieb. Aber, was sagten denn Gretchen die Maßliebchen?“
 „Liebes Kind, die Blumen sagten auch ihr immer die Wahrheit, denn sie kennen die Männer. Die Maßliebchen sagen immer nur „ein wenig“; aber die Mädchenohren hören immer falsch und glauben es heißt: „auf ewig“, und das ist Thorheit — daran sind die Blumen aber nicht schuld.“
 „Aber wer sagt ihnen denn das, wenn es nicht die Blumen thun?“
 „Vielleicht der böse Feind — wer kann's wissen? Er hat bei diesen Sachen immer die Hand im Spiele.“
 Mit ängstlicher Spannung in den Zügen schaute sie auf das goldhängige Maßliebchen in ihrem Schooße.
 „Glauben Sie, daß der böse Feind darinnen ist?“ flüsterte sie voll Angst.
 Flamen lächelte. „Wenn Du die Blätter zählst, so wird er ohne Zweifel dabei sein.“
 Schandernd warf das Kind die Blumen weit von sich in das Gras.
 „Hab' ich Dir die gute Laune verdorben, Kind?“ sagte er reuig.
 Sie schwieg einen Augenblick, dann sammelte sie die weggeworfenen Blumen wieder, streichelte sie und hielt sie küßend an die Lippen. „Nein, die Blumen sind nicht falsch. Sie sagten, die Ohren der Mädchen täuschen sich. So sind die zu tadeln, weil sie die Wahrheit nicht hören wollen — aber nicht die armen Maßliebchen. Ich will sie aber niemals so befragen, da kann der böse Feind nicht zu ihnen hinein.“
 „Und auch in Dich nicht. Arme, kleine Bébé!“

(Fortsetzung folgt.)

ist, von denen der eine zwei und eine halbe Unze wiegt. Die schönsten bekannten Exemplare dieser Gattung gehörten dem Subbah von Deccan und dem König von Pegu. In Europa sind große Rubinen höchst selten. Der ansehnlichste unter ihnen war Eigenthum des Kaisers Rudolph des Zweiten; er hatte fast die Größe eines Hühneries. Zwei andere besaß der

Gegengift sein und dem, der ihn am Finger trug, das Nahen eines Unglücks dadurch verkündigen, daß er seine Purpurgluth in Schwarz verwandelte und erst, wenn die Gefahr vorüber war, wieder seine ursprüngliche Farbe annahm. Wolfgang Gabelschover erzählt darüber folgende Geschichte.
„Am 5. Dezember 1600 ging ich mit meiner lieb-

von einer plötzlichen, gefährlichen Krankheit befallen, die mit dem Tode endigte. Erst nach ihrem Verschwinden nahm der verschlossene Rubin wieder seinen klaren Purpurglanz an.“
Fenton sagt in seinen „Geheimnissen der Natur“: „Wie der Rubin die ganze Pracht rother Feuerzgluth darstellt, so der Sapphir das Abbild der ruhigen, sanften Himmelsbläue.



Trauliches Plätzchen. Originalzeichnung von Philipp Rumpf.

Nach einer Photographie aus dem Verlage der „Photographischen Gesellschaft“ in Berlin.

Marquis von Drée. Der eine davon wog nur zwei Karat und wurde für vierzig Pfund verkauft, der zweite von zehn Gran Gewicht für sechs und fünfzig.

Der Rubin oder Karfunkel spielt in morgenländischen Dichtungen eine große Rolle und ist ein Stein, mit dem der Aberglaube sich von jeher viel zu schaffen gemacht hat. Zur Zeit des gelehrten Camillus Leonardus — Cäsar Borgias Leibarzt — schrieb ihm das Volk die merkwürdigsten Eigenschaften zu. Er sollte im Dunkeln leuchten, ein wirksames

werthen Ehehälft Katharine Uelmanne, seligen Andenkens, von Stuttgart nach Calma. Unterwegs wurde ich gewahr, daß ein prächtiger Rubin, den ich, in einen goldenen Ring gefaßt, von ihr geschenkt erhalten hatte und am Finger trug, seine schöne Farbe fast ganz verlor und einen schwärzlich trüben Ton annahm. Er behielt denselben auch dann noch, als ich ihn bei unrer Heimkehr vom Finger zog und in ein Kästchen verließ. Ich ahnte ein Unglück und theilte meiner Frau meine Besorgniß mit. Wenig Tage später wurde sie

Die Alten nannten alle blauen Steine, selbst den Lasur Sapphire. Denjenigen, welchen wir jetzt unter dieser Bezeichnung verstehen, unterschieden sie von den andern durch den Namen Hyacinthus, weil seine Farbe der Blume entlehnt schien, die aus dem Blute des Lieblinges Apollo's entsproß. Auf ihren Blättern war der Schmerzensruf des Gottes „aiai“ eingeschrieben. Daher war der Sapphir Apollo geweiht.

Die schönsten Sapphire findet man auf Ceylon. In Europa hat man sie bis jetzt nur in einem Bache bei Epailly

in Frankreich entdeckt, und diese sind nur klein und von matt-blauer Farbe. Ein Sapphir von zehn Karat Gewicht wird auf fünfzig Pfund Sterling geschätzt, während Exemplare von doppelter Schwere den Werth von zweihundert haben.

Blasse Sapphire können durch Anwendung großer Hitze in gänzlich farblose umgewandelt werden und erhalten durch diesen Proceß einen solchen Glanz, daß sie für Diamanten gelten dürfen. Wie den Rubin, so hielt man auch den Sapphir früher nicht nur für ein kräftiges Gegengift, sondern auch für ein Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten. Dioscorides behauptet, daß der Sapphir eine Spinne, die mit ihm in ein und dieselbe Schachtel geschlossen wird, auf der Stelle tödtet. Nach Solinus ist er der Edelstein, welcher Gefühl für Luftstimmungen hat und in sympathischem Zusammenhang mit dem Himmel steht. Ist letzterer bewölkt, so zeige sich das Licht des Sapphirs in gedämpftem Glanz.

Der echte Smaragd besteht wie die übrigen Corundsteine aus Thon, hat aber eine kleine Beimischung von Kiesel-erde, Glucinum, Eisen und Kalk. Manche Chemiker schreiben seine wundervolle blattgrüne Farbe dem Chromoxyd zu; andere wollen beweisen, daß sie aus einer Verbindung von Kohlen- und Wasserstoff herrühre, die dem Chlorophyll nahe kommt, welches das Grün in den Pflanzenblättern bewirkt.

Grüne Edelsteine nannten die Alten ohne Unterschied „Smaragde“, eine griechische Verstämmelung des Smarakata der Sanskritsprache. Baktrische Kaufleute führten den Smaragd zuerst in Europa ein.

Plinius räumt dem Smaragd die erste Stelle nach dem Diamant und der echten Perle ein. Fenton stellt ihn über beide, weil sein holdes Grün dem Auge nicht nur erquicklicher ist, als die Farbe jedes andern Steines, sondern weil es die der Wälder, Gräser und Pflanzen an Frische und Kraft so weit übertrifft, daß die Natur nicht zu wissen scheint, wem sie den Preis reichen soll, dem Grün der Pflanzen oder dem des Smaragdes.

Die Smaragde Peru's und Chili's stehen hoch über denjenigen, welche im Alterthum in Aegypten gefunden wurden. Die Smaragdminen des Berges Zalora waren fast eine vergessene Sage geworden, als Monsieur Caillard sie wieder entdeckte und in demselben Zustande fand, in dem man sie einst verlassen haben mußte. Zu seinem Staunen sah er sich in eine Menge Höhlen, unterirdische Galerien, Gänge und Stollen versetzt, die Spielraum für vierhundert Arbeiter boten. Körbe, Seile, Eimer, Schleifsteine, Lampen und die mannigfaltigsten Werkzeuge lagen in diesen Minen in einer Weise umher, als wären sie erst in derselben Stunde benutzt worden. Anstatt vor vielen Jahrhunderten schienen die Stollen noch eben vom Lärm der Schaufel und Spitzhau wiederhallt zu haben.

Nach Cairo zurückgekehrt, überreichte Monsieur Caillard dem Vicekönig einen Edelstein aus den Bergwerken, von deren Dasein der Pascha nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte. Der unternehmende Mineraloge erhielt nun den Auftrag, die Arbeit in den so lange vernachlässigten Minen wieder ins Werk zu setzen. Bei weiteren Nachforschungen entdeckte er noch mehr als vierzig Stollen und fand in ihnen verschiedene schöne Exemplare des kostbaren Edelsteins.

Die Araber hegten vor diesen Minen eine abergläubische Furcht. Sie sandten eine Deputation an Monsieur Caillard und drangen durch dieselbe in ihn, sein nächtliches Lager nicht in der Nachbarschaft des Bergwerkes aufzuschlagen, da dasselbe nach ihrer Uebersetzung nicht nur der Aufenthalt von Schlangen und Schakalen, sondern auch von Dämonen sei. Dieser Warnung zum Trotz bestand aber Monsieur Caillard darauf, an dem verrufenen Orte zu campiren, doch keiner seiner Leute ließ sich bewegen, die Augen zum Schlaf zu schließen. Sie verbrachten die Nacht mit Abfeuern ihrer Flinten, um die bösen Geister zu verschrecken, vor denen die Araber sie gewarnt hatten.

Kein anderer Edelstein ist so empfindlich gegen unvorsichtige Behandlung wie der Smaragd, und selbst der kleinste entgeht selten einem Makel. Die meisten tragen im Lauf der Zeit irgend einen Sprung oder Fleck davon, woher es kommt, daß ein vollkommen schönes Exemplar mit verdächtigen Augen betrachtet wird, denn hat man je mit Glück einen Edelstein nachgebildet, so ist es der Smaragd. Diese Empfindlichkeit des herrlichen Steines ist der Grund von der großen Verschiedenheit seines Preises, der zwischen zehn Schillingen und drei Pfund für ein Karat schwankt.

Die Orientalen haben noch heutigen Tages eine große Verehrung für den Smaragd. Sie glauben, daß er die Fähigkeit besitzt, denjenigen, der ihn als Amulet trägt, mit Muth auszurüsten und die Pest von ihm fern zu halten. Bei den alten Völkern galt er als Mittel zur Kräftigung des Auges. Theophrast erwähnt die damals herrschende Sitte, Smaragdringe zu tragen, und schreibt den Ursprung dieses Gebrauchs der Annahme von der wohlthätigen Wirkung seines Grüns auf die Sehkraft des Trägers zu. Die Grabirer und Stein-schneider der Alten hatten die Gewohnheit, einen Smaragd bei sich zu führen, um ihre Augen auf ihm ruhen zu lassen, wenn dieselben von der anstrengenden Arbeit ermatteten.

Alte Historiker erwähnen Smaragde von ungeheurer Größe, z. B. den sacro catino in der Kathedrale St. Giovanni zu Genua und Salomo's berühmten Tisch, welchen die maurischen Eroberer in der gothischen Schatzkammer Spaniens fanden. Es leidet indessen keinen Zweifel, daß beides Nachbildungen in Glas sind.

Als die Spanier Peru eroberten, erbeuteten sie einen riesenhaften Smaragd, der fast die Gestalt und Größe eines Straußeneis hatte. Die Peruvianer verehrten ihn als die Behausung der Göttin Esmeralda. Die Priester spiegelten dem Volke vor, daß die letztere keine Opferpende höher schätze, als „ihre eigenen Kinder“. So kam es, daß die Gläubigen an Festtagen Smaragde in dem Tempel der Göttin niederlegten. Die Spanier kamen daher in Besitz von tausenden dieser köstlichen Edelsteine. Ferdinand Cortez verehrte dem König einen derselben von hundert Karat Gewicht, und als er sich verheiratete, beschenkte er seine Braut mit Smaragden in den mannigfaltigsten Gestalten. Einer darunter, der die Form einer Rose hatte, erregte den Neid der Königin in einem Grade, daß der unkluge Cortez dadurch die Gunst des Hofes verlor.

Der Topas ist härter, als der Smaragd und nimmt in dieser Beziehung die erste Stelle nach dem Sapphir ein. Er besteht halb aus Thon, halb aus Kiesel-erde und Flußspat-

säure. Seine Farbe schattirt von mattem Weingelb bis zur Drangengluth. Durch Feuerhitze kann sein ursprüngliches Gelb in ein mildes Rellensroth verwandelt werden, und gerade dies wird sehr an ihm bewundert. In Brasilien finden sich hin und wieder weiße Topase, die im geschliffenen Zustande an Glanz fast den weißen Sapphir erreichen, und unter dem Namen nova mina Diamanten bekannt sind. Auch findet man blaue Topase, deren Farbe an Schönheit der des Sapphirs gleicht, doch gehören sie zu den Seltenheiten im Reich der Mineralogie. Die Heimath des echten Topas ist Brasilien, Böhmen und Sachsen. Die Alten glaubten, daß er wie der Rubin — im Dunkeln leuchte und in der Nähe eines Giftes seine Farbe verlore.

Der weichste unter den Corundsteinen ist der Amethyst. Seine schöne violette Farbe rührt von einer Mischung von Eisen und Magnesia her. Der orientalische Amethyst ist sehr selten. Monsieur d'Augny, ein reicher Finanzmann, welcher kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution starb, war die einzige bekannte Privatperson, die ein solches Kleinod besaß. Den gewöhnlichen Amethyst, der das Violett des orientalischen hat, findet man in so großen Massen, daß man Trinkschalen aus ihm schneiden kann. Diese wurden im Alterthum und auch noch im Mittelalter hoch geschätzt, weil man den Uberglauben hegte, daß der aus ihnen getrunkene Wein nicht berausche. Auch nahm man an, daß der Amethyst die Kraft besäße, den Schlaf zu verschrecken und den Verstand zu schärfen.

Der Amethyst findet sich im Morgenlande, in Brasilien und manchen Gegenden Europas. Eine schöne Ader dieses Edelsteins soll in der Nähe von Keey in Irland sein. Bei Oberstein gibt es Adlersteine — für gewöhnlich Kartoffelsteine genannt — bis zu zwei Fuß im Durchmesser. Zer-schlägt man sie, so findet man in ihnen Amethyste vom tiefsten, schönsten Violett.

Ein klarer, reinfarbiger Amethyst von einem Zoll im Durchmesser wird auf 10—15 Pfund Sterling geschätzt. Grabirer und Stein-schneider haben die Amethyste zu ihren Lieblingen erkoren. Selbst ägyptische und etruskische Schriftzeichen in Amethysten sind nicht ungewöhnlich. Der kostbarste bekannte Schmud aus diesem Edelsteine ist ein Halsband, das der Königin Charlotte von England gehörte. Es wird auf 2000 Pfund Sterling geschätzt.

Den Regeln der Etikette gemäß ist der Amethyst das einzige Juwel, welches während der Trauer getragen werden darf.

Anna, Kurfürstin von Sachsen.

Biographische Skizze von Auguste Scheibe.

(Schluß.)

Zuerst waren es ihre eigenen Studien und Liebhabereien, Botanik, Gartenbau und Blumenzucht, die sie für Sachsen, wo die Gärtnerei damals noch auf sehr niedriger Stufe stand, nutzbar zu machen suchte. Die Kurfürstin ließ Gärtner aus dem ganzen heiligen deutschen Reiche, ja selbst Franzosen und Niederländer kommen, um die Blumen-, Gemüse- und Baumzucht zu heben und zu vervollkommen. Sie ließ Treibhäuser bauen, die als so zweckmäßig erachtet wurden, daß sich andere Souveräne, wie z. B. Joachim II. von Brandenburg, Modelle davon ausbaten; sie bezog Pflanzen, Samen, Propfreiser und Ableger aus den fernsten Gegenden, und Kurfürst August, der selbst ein großer Pomonologe war und sich gelegentlich in eigener Person mit Baumscheere und Deulirmesser beschäftigte, protegirte diese Bestrebungen. Im Jahre 1577 allein steckte man in dem Garten zu Annaburg auf Anordnung des kurfürstlichen Ehepaars sechsundzwanzig Scheffel Haeleüsse, fünfzehn Scheffel Kirschkerne und vierzehn Scheffel Apfelkerne. Auf den Kammergütern wurden Baumschulen angelegt, aus denen jeder Staatsangehörige seinen Bedarf an Obstbäumen meist unentgeltlich beziehen konnte, namentlich wurde jedes Brautpaar im Lande von Anna mit einigen Obstbäumchen beschenkt. Die Obst- und Weincultur in Sachsen ist auf August und Mutter Anna, als auf ihre Urheber zurückzuführen.

Anna selbst baute in ihren Gärten die edelsten Obstsorten, die sie sich zu verschaffen vermochte, aber sie hielt auch streng darauf, daß ihre mit so viel Mühe und Fleiß herangezogenen Ernten nicht durch nachhafte Besucher beeinträchtigt wurden, und rücksichtslos entzog sie selbst den vornehmsten Persönlichkeiten ihres Hofes die Erlaubniß, in den Anlagen spazieren zu gehen, wenn sie sich durch Abpflücken von Früchten der Günst unwürdig machten.

Ihre praktischen landwirthschaftlichen Studien machte Anna auf dem sogenannten Ostra-Bornwerke in Dresden, und nicht selten erschien sie dort beim ersten Morgenrauen in den Ställen, um sich von der Pünktlichkeit der Dienstleute zu überzeugen und Füttern, Melken, Buttern und Käsemachen zu überwachen; ja man erzählt, daß sie oft an das Butterfaß getreten sei, um die für ihren und ihres Gemahls Tisch bestimmte Butter eigenhändig zu bereiten. Wenigstens ließ sie sich die nach ihrer Vorschrift bereitete Butter überall, einmal selbst bis Augsburg, nachschicken, indem sie ihrer Bestellung beifügte, „Catharine Normannin weiß, welchergestalt wir die Butter pflegen waschen, und einlegen zu lassen“. Nachlässigkeiten, Eigenmächtigkeiten und „sonstigen Unfug“ bildete sie hier so wenig, wie in ihrer Hofhaltung, und widerpenstige, unfleißige Mägde sollen, wie die Sage geht, die Hand der Herrin zuweilen sehr nachdrücklich gefühlt haben. Sie hielt strenge Zucht unter ihren Leuten, aber sie sorgte auch mütterlich für das Wohlbefinden derselben, und wiewohl dem schlimmen Verwalter, der ihnen ihr Recht nach irgend welcher Seite hin verkürzte, „So Du Dich nicht besserst, könnte es Dir bei unfrem Kommen übel ergehen“, schrieb sie mehr als einmal an solche Pflichtvergessene. Die von der Kurfürstin geschulten Grasmägde und Wäheütter waren denn auch bald eben so eifrig begehrt, wie ihre Köchinnen, und hätte Anna jedem derartigen an sie gerichteten Verlangen entsprechen wollen, so hätte sie ein förmliches Dienstbotenbureau etabliren müssen.

Erst nachdem sich Anna, fern von jeder Selbstüberschätzung, überall guten Rath geholt, wo sie ihn zu finden hoffte, nachdem sie praktisch und theoretisch die eingehendsten Studien gemacht und eben so gut im Stande war, über die großen Prin-

cipien der Verwaltung Bescheid zu geben, wie über die beste Methode, Honig zu schneiden, Schafmilch zu verwerten, Wachs zu bleichen u. s. w., nahm sie die Bewirthschaftung der gesammten kurfürstlichen Kammergüter in ihre eigene Hand und leitete den ganzen ausgedehnten Betrieb.

Zuerst galt es, die sehr mangelhafte Viehzucht zu verbessern. Sie ließ Tausende von Ochsen und Kühen aus Polen, Holstein, Ostfriesland, aus der Schweiz, ja selbst aus Italien kommen, bezog Schweine und Schafe zur Zucht aus aller Herren Länder, führte Federvieh aller Art: Pharaonhühner, böhmische Hühner, „heidnische Hühner“, Gänse besonderer Art, türkische Enten, Löffelgänse, Schwäne, weiße und scheckige Pfauen, rothe Feldhühner, Fasanen und andere delicate und seltene Vögel in Sachsen ein, züchtete Forellen und Goldfische, und bald verschafften ihr die erzielten Erfolge einen solchen Namen, daß selbst Kaiser Max, der in Erfahrung gebracht, Anna besäße eine geheime Kunst, „wie man das Vieh feist mache“, sich an sie wendete und sie um das Recept bat. Dasselbe wurde ihm auch bereitwillig mitgetheilt, beruhte aber nicht auf Hexensprüchen und geheimen Zaubermitteln, sondern auf sorgfamer Pflege und verständiger Fütterung der Thiere.

Die Ertragnisse der Kammergüter stiegen unter Anna's Verwaltung schnell zu einer bis dahin ungeachteten Höhe; hatte sie aber Veranlassung sich nach dieser Seite hin durch ihr Wirken befriedigt zu fühlen, so trug ihr diese Thätigkeit andererseits allerlei Anfeindungen und Mißdeutungen ein. Man wagte nicht, sie geradezu des Geizes zu beschuldigen, denn das Land kannte ihre bei jeder Gelegenheit offene Hand, aber es fanden sich unter Hoch und Niedrig Einzelne, welche ihr Verhalten der fürstlichen Würde nicht angemessen fanden, darüber spotteten, ja sie sogar der Zauberei beschuldigten, und August und Anna, die gegen diese Beurtheilung keineswegs unempfindlich waren, hatten mehr als einmal strenge Exemplar an bösen Zungen zu statuiren. Mehrere der Spötter wurden des Landes verwiesen, andre gefänglich eingezogen — ein Herr von Rügleben, der seiner losen Reden wegen zu zehn Jahr Gefängniß verurtheilt wurde, starb als Gefangener in der Pleißenburg zu Leipzig — und viele Andere wurden bedroht und verwahrt.

Veranlassung zu der Beschuldigung der Zauberei gaben nicht nur Anna's glückliche Hand in der Landwirthschaft, sondern auch ihre medizinischen Kenntnisse, mit denen sie in Nothfällen gern Andern beisprang und zwar sehr oft mit bestem Erfolge.

Wie sie der Umfang dieser Kenntnisse nach dem Umfange ihrer ärztlichen Praxis ermessen, so müßten wir Anna zu den ersten Ärzten aller Zeiten rechnen. Die vornehmsten Leute, bis zum Oberhaupt des deutschen Reiches hinauf, wendeten sich um Rath und Hilfe an die Kurfürstin, und wenn sie auch nicht gern „über Land“ curirte und immer die größte Vorsicht bei ihren Rathschlägen anbefahl, bat doch weder Hoch noch Niedrig vergeblich um ihren Beistand.

Zu Rug und Frommen armer Leute gründete sie die Hofapotheke zu Dresden, aus welcher der Unbemittelte Medicamente umsonst empfing; sie ließ vollständige Reiseapotheken anfertigen, theils zu ihrem eignen Gebrauch, theils zu Geschenken, und selbst ihr Schreib- und Nähtisch, der sich noch jetzt im historischen Museum zu Dresden befindet, enthält eine Miniaturapotheke mit silbernen Büchsen. Trotz der eignen umfangreichen Kenntnisse verschmähte es Anna indessen nicht, sich vorkommenden Falles bei geschulten und ungeschulten Heilkünstlern Rath zu erholen und sich, wo ihre Weisheit nicht ausreichte, gelegentlich selbst an Schächer und Schachrichte zu wenden, wie sie es z. B. für ihr eigenes Töchterchen that, das in Folge eines unglücklichen Sturzes budelig wurde. In Fällen der Noth wußte sich eben die Kurfürstin über jedes Vorurtheil ihrer Zeit hinwegzusetzen.

Anna's Medicamente bestanden fast ausschließlich aus sogenannten Hausmitteln, und unter ihnen spielt die aqua vitae eine Hauptrolle, ein Trank, der als wahres Lebenselixir, als das trefflichste Arcanum zur Stärkung und Erhaltung des Körpers und Geistes betrachtet ward. Die Fabrikation dieses Getränkes wurde von Anna, die damit als Wohlthäterin der Menschheit austrat, in so großartigem Maßstabe betrieben, daß man nach ihrem Tode nicht weniger als hundert und einundachtzig Sorten davon auffand. Dieses aqua vitae (Lebenswasser), das wir heute einfach Brantwein nennen, ist in späteren Zeiten freilich in bösen Ruf gekommen, zu Anna's Zeiten galt es als so edler Stoff, daß ihre Lehrmeisterin in der Brantweinbrennerei, die alte Gräfin Anna von Mansfeld, der Kurfürstin eines Tages einen besonders feinen Tropfen in einem goldnen Fläschlein zu sandte, mit der Weisung, es bei Spaziergängen am Gürtel zu tragen. Die Kunst, dieses Universalmittel zu bereiten, wurde von Anna sehr geheim gehalten, und die Aufforderung mehrerer regierender Häupter, ihnen dieselbe zu lehren, unter dem Vorwande abgelehnt, daß sie der alten Gräfin von Mansfeld versprochen, das Geheimniß zu bewahren. Aber wenn sich Anna weigerte, ihr Recept zum Gemeingut zu machen, so war sie um so freigebiger mit dem Producte ihrer Kunst. Sie vertheilte „die köstliche Arznei, die um Gold nicht zu haben war“, in zahllosen einzelnen Fällen das ganze Jahr hindurch und zu Neujahr öffnete sie nach hergebrachter Sitte ihre Vorrathskeller und versandte viele hunderte von Flaschen weißen und gelben Aquavits an vornehme und geringe, arme und reiche, geistliche und weltliche Leute. Unter der Masse der Dankschreiben dafür befinden sich unter andern auch solche von der Wittve König Karl's IX. von Frankreich, von der Kaiserin von Oesterreich u. s. w., und beinahe zahllos sind die Wittbriefe der fürstlichen Personen, welche versichern, daß das aqua vitae ihnen zur „Nothdürftigkeit“ ihres schwachen Magens ganz und gar unentbehrlich sei.

Die Errichtung von Kirchen, Schulen und Bildungsanstalten aller Art förderte Anna in jeder Weise. Die Annenkirche in Dresden wurde von ihr erbaut, ebenso die Kirche zu Stolpen, und wenn sich nicht alle von ihr geplanten Institutionen bei ihren Lebzeiten zur vollen Blüthe entfaltet, so gebührt ihr doch der Dank für die ersten Anregungen. Unter ihrer Regide entstanden in Sachsen drei „Jungfrauen-schulen“, jede zu vierzig Personen, in welchen junge, arme Mädchen von Adel und „ehrliebe Bürgerkinder in Zucht und Lehre genommen“, d. h. zu Lehrerinnen ausgebildet werden sollten. Unzweifelhaft Vorläufer der Lehrerinnenfeminarien, deren Er-

richtung wir als eine Errungenschaft der neuen Zeit betrachten möchten, während die Idee, wie wir sehen, bereits vor dreihundert Jahren in dem Kopfe einer einsichtigen Frau entstand. Die drei Anstalten scheinen damals aus Mangel an Schülern zu Grunde gegangen zu sein — ein neuer Beweis, wie weit Anna ihrer Zeit voraus war. Auch im St. Clarenkloster zu Weizenfels gründete Anna eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen und führte ihr Zöglinge zu, die sie auch später nicht aus den Augen ließ, um sie entweder zu verheirathen oder in ihrem Dienste zu verwenden. Den Fürstenschulen, besonders Schulpforta und St. Anna in Meissen, wendete Anna ihre ganze Theilnahme zu und erstreckte diese in ihrer mütterlichen und praktischen Weise nicht nur auf das geistige, sondern auch auf das körperliche Wohl der Zöglinge, so daß sich die Verwalter nicht selten wegen mangelhafter Beförderung und Verpflegung bei der Kurfürstin zu rechtfertigen hatten.

Aber nicht nur die Wissenschaften, auch die Künste fanden in Anna eine eifrige Gönnerin und Beschützerin. Sie zog nicht nur Künstler aller Art, besonders Musiker und Sänger an ihren Hof, sie war auch selbst ausübende Musikerin, und ihr schon erwähnter, im königlichen Museum zu Dresden befindlicher Schreibtiisch enthält auch ihr Spinett, das freilich nur siebenundzwanzig Tasten umfaßt und mit seinem angenehmen, aber schwachen, schwirrenden Ton kaum eine Ähnlichkeit mit dem jetzigen Pianoforte aufweist, aber ihr doch genügt, um sich beim Gesang zu begleiten. Auch ein Positiv mit zwölf Stimmen besaß und spielte sie. — Sie goß Blumen und Blätter in Gyps ab und verbandte diese als Geschenke und wenn sie es in der Zeichenkunst nicht weit brachte, so unterrichtete sie sich doch wenigstens in der Perspektive und im Gebrauch des Reißzeuges, das sich ebenfalls in ihrem compendiosen Nähtisch befindet.

Eines ganz besondern Schutzes erfreuten sich Seitens Anna's die Kunstgewerbe: die Seidenweberei, Gold- und Silberstickerei, Spitzenkloppelei, Goldschmiedekunst u. und wenn wir hier auch die weibliche Vorliebe für schöne Kleider und edeln Schmuck in Rechnung ziehen, so wird dadurch ihr Verdienst, viele dieser Zweige durch ihre Protection auf eine bis dahin ungeahnte Höhe erhoben zu haben, nicht kleiner. Außerdem wandte sie ihre Kunst nicht nur Gewerken zu, deren Producte dieser Vorliebe dienen, sondern auch der Buchdruckerei, Buchbinderei u. s. w. Sie sammelte nicht nur köstliche Spitzen und Zierathen, sondern beförderte und ermunterte mit gleichem Eifer den Flachsbau, die Leinwandfabrikation und Damastweberei. Die hohe Blüthe, deren sich dieser Kunst- und Industriezweig gegenwärtig in Sachsen erfreut, findet ihren Ursprung in jener Zeit, da Mutter Anna mit Ernst und Strenge darauf hielt, daß jede ihrer Hofräulein nicht nur einen feinen, tadellosen Faden, sondern auch ihr tägliches Pensum spann, wobei die Kurfürstin selbst mit gutem Beispiel voranging.

Fügen wir alledem bei, daß Kurfürstin Anna als eine der elegantesten Damen ihrer Zeit galt, so haben wir wenigstens ein ungefähres Bild von der Vielseitigkeit der seltenen Frau und zugleich einen schlagenden Beweis, daß strenge Wirtschaftlichkeit sich recht gut mit umfangreicher Bildung, mit offenem Sinn für alles Schöne und dem Wohlgefallen an einer wohlgepflegten äußern Erscheinung verbinden läßt.

Anna war viel zu schön, als daß die Toilettenfragen ihr hätten gleichgültig sein sollen. Sie hielt es nicht nur für ihr Recht, sondern für ihre Pflicht, ihr Aeußeres zu schmücken. Sie griff sogar dann und wann zur Schminke, hielt es, wie sie ihrer alten Freundin, der Gräfin von Henneberg, schrieb, für keine Sünde, wenn ein Weib sich schmücke und schminke, „um ihrem Manne zu gefallen“, und Kurfürst August selbst soll durchaus nichts dagegen einzuwenden gehabt haben. Zu den körperlichen Vorzügen, die Anna zu schätzen wußte und zu pflegen suchte, gehörte auch ihre sehr schöne, auffallend kleine Hand, und wir finden sie bis an ihr Ende eifrig bemüht, sich wohlriechende Handalben, besonders gute Seifen und dergleichen zu verschaffen. Zur Pflege ihrer Zähne benutzte sie ein „Instrumentlein“ (wohl die heutige Zahnbürste), sowie mehrere Sorten Zahnpulver, und ebenso war sie auf die Conservirung ihrer schönen, blonden Haare bedacht, aber sie war vorsichtig genug, alle kosmetischen Mittel, die sie anwandte, mit Hilfe ihrer Dienerinnen eigenhändig zu bereiten, um von ihrer Unschädlichkeit überzeugt sein zu können — ein Verfahren, das wir allen unsern Leserinnen zur Nachahmung auf das dringendste empfehlen möchten.

Einer kleinen lebenswürdigen Schwäche der bedeutenden Frau müssen wir noch gedenken — ihrer Sucht, Heirathen zu stiften. Anna erstreckte ihre liebevolle Fürsorge und Thätigkeit in dieser Richtung auf die weitesten Kreise; es war ihr ein wirkliches Lajjal, wenn Leute aus den untern Ständen ihre Mithilfe in Anspruch nahmen, und in den Hof- und Adelskreisen war geradezu Niemand sicher, über Nacht von ihr, mit oder ohne seine eigne Einwilligung, in das sanfte Joch der Ehe gespannt zu werden. In ihrem Dienste fand ein beständiger Wechsel statt, denn sie ruhte nicht, bis sie jedes ihrer Edelräulein, jede ihrer Hof- und Kammerfrauen, ja ihre letzte Dienerin unter die Haube gebracht hatte, was ihr, da es schon zu jener Zeit „allenthalben mehr Fräulein, denn Mannspersonen“ gegeben zu haben scheint, nicht immer leicht wurde. Es konnte sie förmlich erbittern, wenn man sich ihrem liebevollen Eifer entzog, und bei Todesfällen wurde es ihr schwer, nicht schon im Condolenzschreiben dem zurückgebliebenen Ehegatten Vorschläge zum Ersatz des Verlorenen zu machen. In den deutschen Fürstenthümern und unter dem Adel ihres Landes wurde kaum eine Ehe geschlossen, ohne daß dabei ihre Hand im Spiele gewesen wäre. Sie wußte die Fäden so geschickt und mit solchem Eifer zu schürzen, daß ihr fast Niemand, auf den sie es abgesehen hatte, entging, und weder zarte Jugend noch entschiedener Widerwille gegen die Ehe boten genügenden Schutz gegen ihre Beglückungsverjuche. Die Gräfin Solms mußte einst auf einen „gnädigen Vorschlag“ der Kurfürstin erwiedern, daß ihr Töchterlein, „um das es sich handelte, noch ein Kind und nicht heirathsfähig sei, und Hans von Kösteritz, ein alter Junggeheile und entschiedener Weiberfeind, der sich mehrere Jahre tapfer gegen alle Protektionen an eine ihrer Kammerfrauen verheirathet, die er so wenig kannte, wie sie ihn.

Ebenso gern wie Anna Ehen stiftete und Hochzeitsfesten bewohnte, fand sie Gebatter bei Hoch und Niedrig, und

natürlich wußte man dieser Vorliebe in allen Ständen Rechnung zu tragen. In den meisten Fällen erschien sie persönlich bei der Ceremonie; wenn sie behindert war, entschuldigte sie sich ausführlich und ließ sich durch eine Edelfrau vertreten. Ein den Verhältnissen entsprechendes Bathengehen blieb dann natürlich nie aus. Aber damit war ihre Fürsorge nicht erschöpft. Ihre Bathfinder, deren Zahl Legion war, hatten stets einen besonders begründeten Anspruch an ihr Herz und ihr Wohlwollen. Sie ließ die Knaben, wenn sie Lust dazu zeigten, studiren oder in Künsten und Gewerben ausbilden, verjorgte die Mädchen auf andre Weise — am liebsten natürlich durch Verheirathung — und war sie Ebenbürtigen und Hochstehenden eine treue Freundin und unermüdete Beraterin, so erschien sie in der Hütte der Armen gerabzu als Vorsehung, die man überall anrufen, von der man überall durchgreifende Hilfe erwarten durfte, denn Anna that Nichts halb. Kein Wunder, daß das Volk, welches alle von ihm selbst hochgehaltenen Tugenden in seiner Fürstin verkörpert sah, Liebe mit Liebe lohnte und eine Art von Sagenkreis um ihren Namen webte, der noch heute nicht vergessen ist.

Als einen letzten Beweis für die fabelhafte Thätigkeit Anna's wollen wir noch anführen, daß ihre Correspondenz, welche sich in Concepten und Copien im königlichen Archiv zu Dresden aufbewahrt findet, nicht weniger als 11,000 von ihr selbst ausgehende Briefe aufweist. Die Zuschriften, welche sie empfangen, füllten 67 Foliobände. Der letzte Brief, den Anna in die Feder dictirte und eigenhändig unterzeichnet hat, ist zwei Tage vor ihrem Tode abgefaßt und an ihre Tochter Dorothea gerichtet, die sich eben mit dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig vermählte. Anna suchte sie, um die hochzeitlichen Freuden des jungen Paares nicht zu stören, über ihren Gesundheitszustand zu beruhigen. Sie starb am 1. October 1578 betrauert, geliebt, verehrt, populär wie selten eine Fürstin, eine reiche Saat von guten Werken und vortrefflichen Institutionen hinter sich lassend, fortlebend im Herzen und im Munde ihres dankbaren Volkes als Mutter Anna.

Ihre Asche ruht neben der ihres Gemahls im Dome zu Freiberg.

Die Mode.

Die Mode hat sich seit meinem letzten Bericht wenig verändert. Wir haben dieselben Gewebe und sogar solche, welche bereits seit zwanzig Jahren getragen worden sind; es sind die glanzreichen bedruckten Stoffe, weißer Bias, schattiger Watif, jetzt toile d'Asie genannt, gestiftet sowie brodirter Mull. Bei der anhaltenden Wärme lassen sich andere Stoffe auch tragen. Zur Straßentoulette wählt man vorzugsweise Röcke von schwarzer Seide mit Volants in Verbindung mit Tunicen aus gesticktem weißem Mull, welche mit Schleifen aus schwarzem Grosgrainband garnirt werden; auch weißer Bias wird zu schwarzer Seide, welche jeder Farbe vorzuziehen ist, getragen. Trotz aller Angriffe, denen es ausgesetzt war, bleibt das Costüm modern und wird besonders auf der Straße getragen werden. Die Kleider, welche hinten in tiefe Falten geordnet sind, müssen durchaus eine lange Schleppe haben und eignen sich nur zu Ausfahrten. Man wird deshalb auch in diesem Winter das Costüm beibehalten, so daß die Kleider, hinten in tiefe Falten gelegt, immer zur Besuchtoilette Verwendung finden dürften.

Im Herbst werden Westen, die man mit blauen Stahlperlen besetzt, modern sein. Diese Westen fertigt man aus schwarzem Fays und trägt sie zu einem Kleide aus weißem Mull auf einem Unterkleide von schwarzer Seide. Auch wird man Westen ohne Kermel, länger und weiter, als die vorhin erwähnten tragen, welche oben anschließend, nach unten hin auseinander tretend, die Taille sehen lassen. Die Westen werden mit der Farbe des Unterkleides übereinstimmend hergestellt; voraussichtlich wird man sie bis zum Eintritt der kalten Jahreszeit beibehalten. Die Herbststoffe werden aus starkem Wollegewebe bestehen.

Ich sah mehrere Brauttoiletten von überraschender Einfachheit, alle aus Leinwand, Museline, Bias in hellen Farben. Die Besuchtoiletten aus Fays und Sammet sollten erst später angefertigt werden, um dem bis dahin eingetretenen Wechsel der Mode Rechnung zu tragen. Ich lasse die Beschreibung einiger dieser Anzüge folgen: Die Brauttoilette aus Fays war hinten zwei Meter lang, vorn als Prinzessrobe angefertigt. Der Rückentheile der Taille bildete eine Spitze; der Rock war unterhalb derselben in Falten geordnet und zwar ging von der hinteren Mitte eine breite Falte aus, welche vier andere Falten deckte. Die Spitze der Taille lag auf der mittleren Falte, die übrigen Falten waren strahlenförmig zu beiden Seiten geordnet und mit Sammetband am oberen Rande des Rockes befestigt sowie am Saum desselben auf Bändern festgenäht, um einen Fächer zu bilden. Die Kermel reichten nur bis zum Ellbogen, lange Handschuhe bedeckten fast bis zur Hälfte den Arm.

Ein anderer Anzug aus weißem gestreiftem Museline bestand aus einem Rock, welcher mit schmalen schrägen Volants besetzt war. Die Polonaise war mit Spitze garnirt, welche vorn eine offene Weste, hinten Schöße miltrenn, aufgesetzt war. Diese Garnitur wirkt auch hübsch aus muschelförmig gefaltetem Band; ich sah sie auf einem halbesidenen, mit blauem Foulardfutter versehenen Kleide; die Rüsche war aus blauem Band.

Außerdem sah ich ein Morgenkleid aus weißem Bias mit Rüschen aus weißem glattem Museline garnirt, welche zu beiden Seiten mit einem Saum umgeben waren. In einem anderen Morgenkleid aus gelb und weiß gestreiftem baumwollenem Atlas bestand die Garnitur nur aus zwei Reihen Perlmuttern, vorn auf der ganzen Länge des Rockes aufgesetzt. Die Weste war mit Revers und zwei Reihen Knöpfen garnirt, hinten Taschen, welche übereinstimmend mit den Aermeln, mit Knöpfen verziert waren.

Kaschmir scheint durch Sielienne verdrängt zu werden. Anzüge zur Spättonnertoilette garnirt man mit Fays. Die beliebtesten Farben sind Grau, Grün und Kastanienbraun.

Bei festlichen Gelegenheiten trägt man einen Stoff, Pompeienne genannt; man fertigt daraus Tunika oder Polonaise. Für den Rock wählt man Seide in zwei Nüancen, etwa in Weiszwirkel, zur Pompeienne weisse Pompeienne, welche hübscher als farbige wirkt.

Auch trägt man viel gestreifte Stoffe in Fays und Gaze, sowie weißseidene Grenadine auf farbigen Unterkleidern. Besonders beliebt ist auch weiße Sultane.

Allmählig rafft man die Tunikas mehr und mehr; sie sind an den Seiten straff gezogen, damit der Bauch nicht zu umfangreich werde. Man erzielt das Rasen mittelst zweier an der Taille befestigter Knöpfe, welche mit der Farbe des Kleides übereinstimmen. Kleider aus leinenen Stoffen rafft man mit Bändern, welche unterhalb der Tunika angebracht werden.

Von Neuem beginnt man Kleider aus Seide oder Grenadine mit geknüpfter Seidenfranze zu garniren. Sultane Stoffe werden mit Blüthen aus glatter Grenadine, die Costüme aus Wollstoffen mit wolkener geknüpfter Franze besetzt oder auch mit dem neu erschienenen Besatz „Diamantine“ f. unten.

Zum Garniren der Kleider wählt man häufig eine hübsche Franze aus schmalen, mit Schmelzperlen besetztem Bände. Der braune Stahl weicht dem blauen.

Die Mode versteht uns außerdem mit mannichfaltigen Neuheiten, wie griechischen Kämmen, Kämmen mit Ringen, durch welche man kleine Haarlocken leitet, Haarnadeln, welche, mit Ausnahme der Spitzen, mit Seide bekleidet sind, die mit der Farbe des Haares übereinstimmen muß, sowie mit Schmucksteinen, Perlen und Sternen verziert sind.

Da die Mode sich wenig geändert hat, so werden auch noch im Herbst die beliebtesten Mantel- und Dolmans getragen werden. Die Mantel- aus feinem grauem Tuch mit schwarzer Soutache und grauwollener Franze besetzt, werden in der hinteren Mitte der Taille befestigt und gefaltet, damit der Bauch des Kleides sichtbar werde. Dolmans mit weiten, edigen Aermeln fertigt man aus gleichem Stoff wie die Mantel- und Mantel aus Kaschmir oder Fays trägt man reich besetzt und am Äußerrande mit Federbesatz umgeben.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit einen neuen Besatz für Herbst- und Winter-Costüme erwähnen, der allerwärts die günstigste Aufnahme gefunden hat und im Auslande — wo derlei patentirt — bereits sehr en vogue ist. Dieser Besatz ist ein Gewebe von Textil- und Metallfäden und bringt durch die glückliche Mischung der dazu verwendeten Materialien einen ganz neuen überraschenden Effect hervor. Während der Artikel in Schwarz den sanft schillernden Reflex eines reichen Schmelz- oder Perlbesatzes bietet (gegen letzteren sich jedoch vortheilhaft wegen seiner Leichtigkeit und Haltbarkeit auszeichnet), glaubt man in den verschiedenen Farben, in denen der Be-

szatz vorliegt, denselben wie mit Diamantenstaub überziet zu erblicken; dieser Eigenschaft wegen hat man ihm in Frankreich den bezeichnenden Namen „Diamantine“ beigelegt, unter welchem der Artikel auch hier von den Fabrikanten Aug. und Ed. Büsche in Schwelm bei Barmen in den Handel gebracht wird.

Eine Tunika mit diesem Besatz, welche wir in diesen Tagen Gelegenheit hatten im Mode-Bazar Gerjon und Comp. in Augenschein zu nehmen, wird eine der nächsten Arbeits-Nummern in Zeichnung und Beschreibung bringen.

Die Sutformen sind sehr verschieden. Blumen und Früchte bilden die hauptsächlichste Garnitur. Die Form Directoire wird auch noch im Winter als modern gelten. Dieser hochstehende Hut, mit einem Kranz aus roia oder weißen Geranien überdeckt, ist sehr klebsam.

Wirthschaftsplaundereien.

Die Vertilgung des Hausschwammes, eine Frage, welche gewiß für viele Bazarleser von Interesse ist, und auch kürzlich noch im Fragekasten (Nr. 28, Seite 196) angeregt wurde, veranlaßt uns zu einer eingehenden Besprechung. Es verdient dieser Gegenstand eine um so größere Aufmerksamkeit auch von Seiten der Hausfrauen, als der Hausschwamm nicht nur ein gefährlicher und nicht selten zu findender Feind der Gebäude selbst, als besonders auch der Gesundheit der Bewohner solcher Räume, in welchen er sich eingenistet, ist. Fälle, in welchen allein das beständige Einathmen einer mit den Ausdünstungen des Hausschwammes erfüllten Zimmerluft zu schweren Erkrankungen, Nervenleiden und Typhus, Veranlassung gab, sind nicht selten.

Man kann drei Arten des zu den Schimmelpilzen gehörenden Hausschwammes unterscheiden: den frei wachsenden, und den verfestigten wachsenden Schwamm der Adelslöcher, und eine Art desselben auf Eichenholz. Der frei wachsende Schwamm ist wenig zusammenhängend und zeigt sich in pilzartigen Flecken, zuerst gelb und späterhin braun gefärbt; sein Gewebe sitzt zolltief im Holze fest und bringt auch zuletzt in die Mauern ein. Unter Hochböden eingeschlossen, sieht er dem verfestigten wachsenden Schwamm ganz ähnlich. Der letztere zeigt sich mehr in seinem Entstehen als flockiges saleriges Gebilde, wie Spinnweben, dehnt sich sehr weit aus, so daß er oft in Form bis zu mehreren Fuß langen, blattartigen Verzweigungen erscheint. In seiner weiteren Entwicklung nimmt dieses Gewebe die Gestalt fester, leberartiger, durchlöcherter Polster an und ist von schmutzig gelber Farbe. Die Fortpflanzung des Schwammes ereignet gewöhnlich ihr natürliches Ende nicht früher, als bis sämmtliches von ihm angegriffenes Holzwerk in seinem Fortwuchs zerstört ist. Wenngleich die beiden Schwammarten in ihrem Fortwuchswerke gleichartige Erscheinungen hervorbringen, ist doch der Boden, welcher ihrer Entwicklung am günstigsten, ein verschiedener, indem nämlich der verfestigte wachsende Hausschwamm aus dem mit verwesenen Pflanzenresten durchsetzten Erdboden hervorgeht, während der frei wachsende Hausschwamm sich in den zerlegten Säften des Bauholzes selbst bildet. Letzteres geschieht namentlich bei solchen Holzern, bei welchen schon auf dem Stamme die Stockung der Säfte begonnen hat, wie z. B. im vollen Saft gefälltes und zum Bau verwendete Holz; ebenso Holz, welches lange im Wasser gelegen und nicht gehörig trocken geworden ist.

Um bei neu aufzuführenden Gebäuden die Entstehung des Hausschwammes zu verhüten, muß erkeren vor allen Dingen eine möglichst hohe, trockene Lage gegeben werden und zur Ausführung der Fundamente nur gutes, kein Wasser durchlassendes Material zur Verwendung kommen. Wo die Anwendung eines solchen schlechten Materials (z. B. leicht gebrannte Ziegel, Sandstein, Kalkstein) nicht zu umgehen, da muß die Grundfestigkeit durch eine Isolirschicht von Asphalt, Asphaltzement oder Cement zurückgehalten werden. Will man sicher gehen, so bringt man zwei Isolirschriften, die eine in der Höhe des äußeren Steinpflasters, die zweite dicht unter dem inneren Fußboden an. Auf in feuchtem Grund stehende Gebäude, bei welchen die Bodenfeuchtigkeit seitwärts in die Mauern dringt, sollte man, was bei Neubauten leicht ausführbar ist, an den Fundamenten, so weit sie in der Erde stehen, mit einem 15 bis 18 Zoll starken Lehmischlag von möglichst fettem Thon umgeben, nachdem man das Fundament freigelegt und die Mauern lufttrocken werden ließ. Dieser Lehmischlag ist selbst bei älteren Gebäuden, welche vom Schwamm ergriffen waren, mit dem besten Erfolg angewendet worden, besonders da, wo das Gebäude gegen einen Vergabhang lag und die Feuchtigkeit von oben herab drückte.

Das Abhalten des Traufwassers von den Fundamenten durch Abplattung und Anlage von Rinnen ist dringend zu empfehlen. Sehr wichtig ist es, zur Unterfüllung der Fußböden ganz trockene von allen vegetabilischen Resten und Bestandtheilen freie Materialien zu verwenden, wie z. B. Eisen- und Kohlenstücke, Hammerschlag, Stiesdrotter u. s. w. Feuchter Boden ist auf mehrere Fuß Tiefe auszuheben und durch reine, trockene Materialien, oder in der untersten Schicht durch Lehmischlag zu ersetzen; wo die feuchte Erde nicht zu entfernen, muß man ein Mauersteinpflaster in Cement und darüber eine Cementlage von etwa 1/2 Zoll herstellen. Da es Hauptaufgabe ist, den unteren Theil jedes Gebäudes stets in trockenem Zustande zu erhalten, hat man dies durch Herstellung von Luftcirculation unter dem Fußboden zu erreichen gesucht, insofern sind solche Luftkanäle, welche die Luft von außen unter die Fußböden führen, unbedingt zu verwenden, weil sie nicht trockne, warme, sondern größtentheils feuchte und kalte Luft eindringen lassen, die ihren Wassergehalt unter dem Fußboden ablegt. Dagegen hat es sich bewährt und empfiehlt sich, den Raum unter dem Fußboden nicht auszufüllen, sondern wo Kellergewölbe vorhanden sind, diese mit Mauerwerk abzugleichen; wo keine Gewölbe sind, ein flaches Mauersteinpflaster in Mörtel oder Cement zu legen; fobann die Fußbodenlager auf untergelegte Ziegelhälften (in 2/3 Fuß Entfernung) aufzuliegen, so daß die Luft unter die Lager streichen kann, und den Fußboden wie gewöhnlich zu decken. In dem Fußboden selber werden nicht an den vier Ecken, etwa 3 Zoll von einander, 1 Zoll breite, 4 Zoll lange Schlitz ausgehauen. Die oberhalb des Fußbodens befindliche warme Luft wird mit der unteren einen befindlichen Luftstrom erzeugen, welcher durch Verbindung mit dem Dien oder Herd verstärkt werden kann. Letzteres wird derartig angelegt, daß man die hohen Räume unter dem Fußboden durch 5 Zoll weite Kanäle mit dem Küchen-schornstein oder einer solchen Feuerung verbindet, welche den größten Theil des Jahres benutzt wird. Man zieht mehrere solcher Kanäle zujammen und läßt sie in eine von Eisen gefertigte Röhre münden, welche so angebracht wird, daß sie vom Herdfeuer erwärmt werden kann. In den Stubenöffnungen sind senkrecht stehende, an beiden Enden offene etwa fünf Zoll weite Röhren aus Gußeisen, Thon oder Chamotte anzubringen, welche in den Ofenfundamenten anfangen und bis einige Zolle über die Decken der Decken hinausgehen, so daß sie beim Feuern der Ofen erhitzt werden. Durch die Erhitzung dieser Ventilationsröhren und Kanäle wird die in denselben befindliche Luft spezifisch leichter als die unter den Fußböden befindliche und die Stubenluft, wodurch dieselbe in die Höhe steigt und eine Circulation bewirkt.

Ganz vortrefflich wird sich für solche Zwecke der Gebrauch der Reibinger'schen Füll-Reguliröhrn (Beschreibung und Abbildung Bazar 1871, Seite 345; Bezugsquelle: Postlieferant E. Cohn in Berlin, Hausvoigtplatz 12) erweisen, weil dieselben, als eigentliche Ventilations- und Luftcirculations-Oefen, sehr leicht mit den hohen Fußbodenräumen in Verbindung gebracht werden können und eine höchst energische Luftcirculation veranlassen.

Die Verbindung der Kanäle mit dem Ofen ist für die Winterzeit, und mit dem Kochherd für den Sommer, also beide Leitungen zugleich anzulegen. Die eben besprochene Methode, die Luftcirculation herzustellen, ist ebenso anzuwenden bei Neubauten, als bei Räumlichkeiten, in welchen das Holz bereits vom Schwamm zerstört war und erneuert werden mußte.

Im Hinblick auf die in öffentlichen Anknüpfungen empfohlenen Anstrichmittel gegen Hausschwamm wolle man wohl beachten, daß es nur in den seltensten und günstigsten Fällen genügen dürfte, das bereits in Fortwuch begriffene Holz durch Weizen oder Anstriche zu schützen, immer wird man vorher zuerst die vom Schwamm ergriffenen Holzern, sowie das inficirte Mauerwerk und auch die Unterfüllung entfernen, respective gründlich vom Schwamm befreien müssen.

Als chemische Weizmittel, welche in Auflösung zum Anstrich bei Hausschwamm verwendet und empfohlen werden, sind zu nennen: Salpeterlauge oder Schwefeläure, Duedalberalpetar, Mann, Chloralkali, Eisen- oder Kupfervitriol, Kochsalz, Chlorzink und endlich in neuer Zeit auch ein Anstrich von Petroleum.

Das unter dem Namen Mcothananon (Schwammtod) in Zeitungen annoncirt Mittel besteht aus einer Auflösung von Kochsalz, Alaun, Schwefeläure und Wasser; man könnte es sich wohlfeiler selbst darthellen, wenn man nicht in dem Chlorzink ein ungleich sicheres wirksames Mittel hätte, welches im Allgemeinen auch den anderen oben genannten Mitteln vorzuziehen ist. Ueber die vortrefflichen Wirkungen des Chlorzinkes hat zuerst aus eigener Erfahrung Dr. Schür in Stettin Bericht erstattet (Berliner Industrieblätter 1869, Nr. 17). Nach ihm wird das Chlorzink in nahezu irrubidier Auflösung zur Anwendung gebracht; es ist durch Auflösen von Zinkabfällen in Salzsäure darzustellen, eine solche Lösung kann auch zu möblichen Breiten, z. B. aus dem Chemischen Fabrik auf Actien (vormals E. Schering) in Berlin, Feunstraße 4, bezogen werden. Auch nach Dr. Schür's Erfahrungen ist es durchaus nöthig, den bei alten, schon mit Schwamm behafteten Gebäuden sich forfindenden feuchten Boden unter den Dielen und deren Holzlager völlig zu befeuchten und an seiner Statt Kochsalz, Schlacke, oder, wenn sich an dem Plage eine Sodafabrik befindet, deren Rückstände zu bringen, und diese so hoch aufzufüllen, daß unter den Dielen noch mindestens 2-3 Zoll Raum für Ventilation bleibt. Vor dem Neuaufüllen muß man überall sorgfältig den Schwamm nachspüren und ihn sorgfältig entfernen. Sind Dielen und Unterlagshölzer nicht zur Hälfte vom Schwamm zerstört so können sie, gereinigt

und zweimal mit der Chlorzinklauge bestrichen, wieder verwendet werden.

Zu dem, wie schon bemerkt, in neuerer Zeit mehrfach als wirksames Verilgungsmittel des Hautschwammes empfohlenen Petroleum möchten wir nicht rathen, einmal kann dieses ohnehin nicht angenehm riechende Mittel nur so lange von Vieltamkeit sein, als es sich nicht verflüchtigt hat, und ein etwa zurückbleibender, vom Petroleum verdrängt geliebener Rest des Schwammes kann aus Neue zum Herd und Ausgangspunkt einer wiederholten Schwammwucherung werden, dann aber liegt bei der großen Feuergefährlichkeit des mit Petroleum durchtränkten Holzwerkes die Gefahr nahe, daß man wieder Willen Satan durch Verleibung austreibt und sich zum Petroleum macht.

Auflösung der Buchstaben-Räthsel Seite 228 und 259.

BAZAR AERA
AMORE EBER
ZOBEL REBE
ARENA AREA
RELA M

Buchstaben-Räthsel.

Table with 4 columns and 4 rows of letters: O O O O, M M M M, A A A A, R R R R

Horizontal und vertical: Ew'ge Siebenhügelstadt; Galile; Sängler; Duft aus Blumenfeldes Tiefe.

Correspondenz.

Blondine in Jassy. Gefüllte Rosen wurden sowohl von den alten Griechen als von den Römern kultivirt; rhodon wurde die Rose von den ersten, rosa von den letzteren genannt.

als von letzterem, auftröpf. Weniger Geschicklichkeit erfordert die Anwendung der „Kiefflad“ genannten Polirmasse, welche einfach mit einem Lappchen aufgerieben wird.

Rechte Hand einer Hausfrau. 1. Den durch Krystallisation undurchsichtig gewordenen Honig kann man nicht wieder flüssig machen, ohne Geschmack und Geruch des Honigs zu verändern.

Abonnetin aus Naumburg. Im Licht verbläute Zeugstoffe erhalten durch keine Art von Wäsche ihre Farben wieder.

Eine Fremde. - Nöthen am Busch. Man soll zwei Nächte und einen Tag lang im Bette bleiben und die in heiße Leinlappen gehaltenen Hände dabei stets bedeckt halten.

Räthchen auf Staats Island. Sporeflecke (Stodflecke) bringt man aus Kupferfäden durch Chlorwasser fort; nehmen die Flecke einen großen Theil des Stiches ein, so muß derselbe in einer passenden flachen Schale in verdünntes Chlorwasser, oder in eine ganz schwache Lösung von Eau de Javelle gelegt werden.

Abonnetin. Die Naturfarbe des Leinengewebes, welche durch die Wäsche fortgeht, läßt sich in ihrem ursprünglichen Ton durch Selbstauffärben nicht wiedergeben.

Karlsruher Hausfrau. Bereiten Sie einen Brei aus Thon (Bolus), frisch gelöstem Kaltpulver und Benzol und bedecken Sie damit die Fleckstellen des Cements.

Mecklenb. Kulmenc. - Verehrerin des Bazar in Moskau. Nein! Es gibt wirklich kein erprobtes Mittel gegen Sommersprossen, wenigstens kein unschädliches und sicher wirkendes.

Janka in Ungarn. Marie Susanne Kübler's Buch, „das Hauswesen“ ist in 6. Auflage in Stuttgart bei Engelhorn erschienen, kostet 1 1/2 Thlr. Es ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Lebensrost in dem Norden. Ein Hausmittel bei veraltetem Frost, erfrorenen und beständig gefrorenen Aien, Wangen etc. finden Sie unter Chiffre N. B. in Graz; Forsträthchen G. in G. auf Seite 258, Jahrgang 1873 des Bazar beschrieben.

Blondine in Nügelwalde. Das Waschen der Kopfhaut mit Rothwein kann insofern einen Sinn haben, als der Gerbstoffgehalt solchen Weines dabei als Schuppen vertilgendes Mittel wirkt.

M. in W. Küchen-Recepte für die Zubereitung von Kaninchenfleisch sind im Verlage von Ch. Stahl Schmidt in Neu-Ulm herausgegeben. Preis der kleinen Schrift: 18 Kreuzer.

Verblühende Rose. - Wienerkind. 1. Wir empfehlen Ihnen das Büchlein von Dr. med. A. Kleinhaus, „Haut, Haare und Nägel, ihre Pflege und Erhaltung, ihre Krankheiten und deren Heilung“.

Abonnetin aus J. Man trägt auf den im Holzschuhboden befindlichen Festschleif einen Brei aus gebranntem Magnesia und Benzol auf und büstet die Stelle nach dem Auftrocknen des Breies ab.

Abonnetin in Münster. - W. in Wilhelmstr. - Adeline L. Die Entfernung von Leberflecken ist im Bazar 1874 auf Seite 354 unter Chiffre M. R. St. - Schöne Biber. - Abonnetin in W. beschrieben.

Rudolf G. W. Es ist uns bisher noch nicht gelungen, uns zu Gläubigen des Spiritismus zu bekehren, wir können Ihnen daher aus der Reihe von Erscheinungen des Bucharthtes über Spiritismus kein Buch empfehlen; an einer bloßen Aufzählung kann Ihnen doch nichts gelegen sein; die erhalten Sie durch jede Buchhandlung.

des Spiritismus zu bekehren, wir können Ihnen daher aus der Reihe von Erscheinungen des Bucharthtes über Spiritismus kein Buch empfehlen; an einer bloßen Aufzählung kann Ihnen doch nichts gelegen sein; die erhalten Sie durch jede Buchhandlung.

Kleinfärberei. Schellackfirnis (Politur) ist eine Auflösung von gelbem Schellack in Weingeist; einen helleren Firnis erhält man, wenn man gelblichen Schellack dazu verwendet.

M. B. in W. - M. R. in J. - L. in W. Wachen Sie die Kopfhaut zur Vertreibung der Schuppen mit Thymolöl (käuflich in Berlin in der Grünen Apotheke, Chaussee 21, in Wien in A. Wolf's Apotheke, Tuchlauben 9, in Pest in Török's Apotheke).

Junge Braut. Jedes nicht trocknende und nicht ranzige Del ist als Einsetzungsmittel der Haare geeignet, vor Allem ein reines und feines Speiseöl (Provencerb), wenig parfümirt und nur so viel auf das Haar aufgetragen, daß letzteres die Trockenheit verliert und geschmeidig wird.

M. B. in W. - M. R. in J. - L. in W. Wachen Sie die Kopfhaut zur Vertreibung der Schuppen mit Thymolöl (käuflich in Berlin in der Grünen Apotheke, Chaussee 21, in Wien in A. Wolf's Apotheke, Tuchlauben 9, in Pest in Török's Apotheke).

Freue Abonnetin in Mg. Leberflecke weichen mitunter folgender, freilich etwas langwieriger Behandlung: Man bedeckt den Leberfleck Weiden mit einem Stück Wachstafel, auf welches ein Plaster, gemischt aus Mastix, Sassafras, Safran, Galbannum und grauem Quecksilberplaster, in der Apotheke zubereitet, gestrichen ist.

Langjährige Abonnetin in G. Unter dem Namen Blanc de Perle können sich sehr verschiedenartig zusammengesetzte Schminnten verbergen; beispielsweise bestand ein solches so bezeichnetes Mittel aus Colamel (Chromoxydhydrat) und Bleiweiß.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospect: „Methode Foussaint-Langenscheidt“ bei, den wir der gefälligen Beachtung empfehlen.

Zur Herbst- und bevorstehenden Wintersaison empfehlen wir die Neuheiten in- und ausländischer Stoffe in reichhaltigster Auswahl, sowie auch unsere Specialitäten sämmtlicher modernen Confection in unsern neuen zeitgemäß eingerichteten Localitäten Berlin, Werderstr. 10, 11, 12. Mode-Bazar Gerson & Co., Königl. Kaiserl. Hoflieferanten.

Verlag von Aug. Hesse's Buchhandlung in Graz. Die süddeutsche Küche auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte, mit Berücksichtigung des Thee's nebst Anleitung zur Umrechnung des alten in das metrische Maß und Gewicht.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Berlin, Schlossfreiheit 1. Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaaren.

OTTO KRAPPE BERLIN LEIPZIGER-ST. 129 TAPISSERIE-MANUFACTUR, Woll- und Applications - Stickereien, Point-lace, Filetguipüre, Weiss - Stickereien.

Böse Zungen. Ein humoristisches Wörterbuch über die Frauen. Zusammengeleitet von Ludwig Herbold. Zwei Bändchen in illustrierten und brillant colorirtem Umhlag.

H. Lissner Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt Corsets, Jupons, Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre.

Schering's Grüne Apotheke. Berlin N., Chausseestrasse 21. Pepsin-Essenz nach Professor Dr. Liebreich. Diät. Mittel bei Appetitlosigkeit schwachem und verdorbenem Magen.

Eine Tasse Kaffee von vorzüglichem Geschmack und prachtvoller Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Wäldern trinkt, erzielt man, wenn man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit Otto G. Weber's Feigen-Kaffee*) zusetzt.

J. C. F. Neumann & Sohn, Hoflieferanten, Berlin, Farben, Drogen, Parfümerien sowie sämmtliche Artikel zur Wäsche. Preis - Courante senden auf Wunsch gratis franco per Post.

Philipp Hirsch's Sohn, Kunstblumen und Schmuckfedern, WIEN, 24. Tuchlauben 24. Weltausstellung 1873, Wien Verdienst-Medaille.